

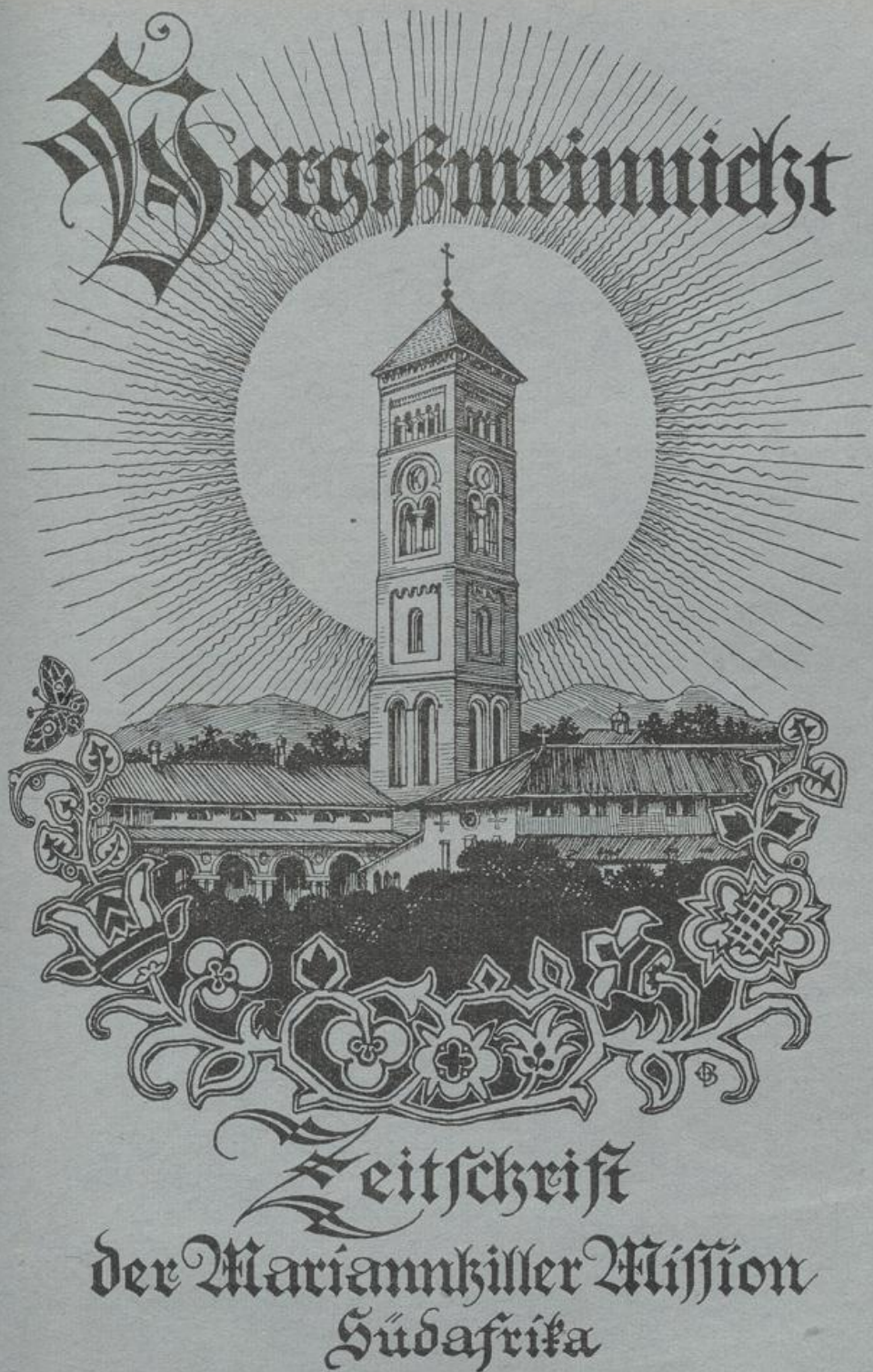


UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Vergißeinnicht 1928**

10 (1928)

---



Nr. 10

Oktober 1928

46. Jahrgang



# Vergißmeinnicht

## Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern  
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden  
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,  
Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

### Bezugspreise:

Deutschland . . . . .	RM 2.—	Italien . . . . .	Lire 10.—
Einzelbezug . . . . .	RM 2.40	Österreich . . . . .	Schilling 3.30
Schweiz . . . . .	Fr. 3.—	Einzelbezug . . . . .	4.—
Elsaß . . . . .	Fr. 15.—	Jugoslawien . . . . .	Dinar 35.—
Belgien . . . . .	Belga 4.—	Ungarn . . . . .	Pengo 2.80
Tschechoslowakei . . . . .	Kc. 20.—	Rumänien . . . . .	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3  
Postsparkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8  
Postsparkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52  
Postsparkonto Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a  
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)  
Postsparkonto Luzern VII 187

## Missions- Laienbrüder

An Laienbrüdern haben wir Mariannhiller Missionare großen, empfindlichen Mangel. Und doch ist das Werk der Heidenmissionen, in der Heimat wie in den Zonen fremder Länder, ein dankbares Arbeitsfeld zur apostolischen Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. Gibt es denn so wenige opferfreudige Handwerker, Arbeiter und Landwirte, die ihre Kenntnisse und Fertigkeiten einer so heiligen, von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen? Wer Vater, Mutter, Acker, Haus und Hof um meinetwillen verläßt, wird Hundertfältiges erlangen und das ewige Leben.

## Anfragen

um Aufnahme richte man an: Hochw. P. Provinzial,  
St. Joseph, Reimlingen, (Bayrisch-Schwaben)



## Ordensnachrichten

**Würzburg: Pius-Seminar.** Sonntag, den 12. August empfingen die Fratres Hermann Kraft und Valentin Faulhaber die Subdiakonatsweihe und am Feste Maria Himmelfahrt die Diakonatsweihe aus den Händen des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Matthias Ehrenfried von Würzburg. Wir wünschen den beiden Klerikern die Erreichung der letzten ersehnten Stufe, damit sie bald einrücken in die Front zum Kampfe mit der Heidentumwelt um Christi Reich.

Der hochwürdigste Herr Bischof, der einen Autounfall erlitten hatte auf einer Fahrt zu einer Kirchenkonsekration, befindet sich wieder seit langem wohl und hat der Mariannhiller Mission für das ihm ausgesprochene Bedauern seinen freundlichsten Dank ausgesprochen.

Der Zuwachs an Missionspriestern berufen nimmt erfreulich zu, doch ist es nach wie vor den meisten Kandidaten

nicht möglich, ganz für die bescheidene Pension aufzukommen. Für Hilfe und Unterstützung des Studienfonds ist die Mission stets dankbar.

**Mariannhill:** Bei einem Besuch des Hochw. Herrn Bischofs Hinsleg, Rektor des englischen Kollegs in Rom, der ein großer Schulmann und Jugenderzieher ist und der im Auftrage des Hl. Vaters sämtliche Missionen der britischen Gebiete in Afrika besucht, sprach sich lobend über Mariannhill aus: „Ich hatte nicht die geringste Idee, daß in Südafrika und besonders im Vikariate Mariannhill schon so viel Großes geleistet worden ist. Solch große Missionsstationen! Solch schöne Kirchen! Solch schöne Schulen! So viele Christen! Eine ungeheure Arbeit, gesegnet von Gott! Mit glühenden Worten werde ich dem Hl. Vater von Mariannhill berichten!“ An diesem Lobe haben unsere Missionsfreunde und Missionshelfer reichsten Anteil.

## Briefkasten

Der Hochstapler, ein früherer Kellner, der sich als Ordensoberer verschiedener religiöser Genossenschaften, als Missionsarzt der Mariannhiller, Bruder der Mariannhiller Mission usw. in Pfarrhäusern, bei höheren Geistlichen und Ordensinstituten ausgegeben hat, wurde von der Polizei dingfest gemacht in Freiburg in Baden. Er wird wegen mancherlei Betrug seiner Strafe nicht entgehen. Es ist aber nach wie vor dringend angezeigt, bei Besuchen Unbekannter vorsichtig zu sein und solche Schädlinge, welche die Gutmütigkeit der kirchlichen Kreise ausnützen, den Organen der öffentlichen Sicherheit zu übergeben, wenn sich Verdachtsmomente ergeben: 3. B. Mangel an Ausweispapieren.

Gibt's auch heute noch Teufel? Wir machen auf die interessante Gegenschrift aufmerksam, welche mit den Angreifern des Büchleins sich auseinandersetzt! (Er-

schien im St. Josephs-Verlag, Reimlingen. 96 Seiten. Siehe Anzeigenseite.)

Gebetsempfehlungen wolle man stets getrennt von den brieflichen Mitteilungen einsenden oder sie wenigstens so formulieren, daß der Wortlaut druckbereit sei. Dadurch wird ein Herausschreiben für die Redaktion vermieden und die Drucklegung beschleunigt.

An mehrere Leser: Es ist sehr richtig und es wurde auch von uns verschiedenerorts darauf hingewiesen, daß es zweckmäßiger und für die Mission von größerer Hilfe sei, wenn man die Bestimmung der Almosen der Missionsleitung selber überläßt. Die Unterstützung der Missionskandidaten bzw. Missionshäuser — augenblicklich des Pius-Seminars in Würzburg ist von größter Dringlichkeit. Zuerst Missionare, dann Mission! Alle Vertretungen der Mission nehmen Unterstützungen der Mariannhiller Missionsseminarien an.

## Aus Welt und Kirche

Da in diesem Jahre der Eucharistische Kongreß in Sidney, der Hauptstadt Australiens stattfand, richtet sich das Interesse der Katholiken naturgemäß auch auf die Geschichte der katholischen Kirche in

Australien und vor allem auf die Ordensgemeinschaft der Passionisten, die bei dieser Gelegenheit ihr 85jähriges Jubiläum feiern können. Die Passionisten waren nach den englischen Benediktinern



die ersten Ordensbrüder, die nach Australien kamen und hier eine Gemeinschaft gründeten. Augenblicklich besitzen sie 3 Niederlassungen, 2 Missionshäuser in den Diözesen Sydney (1887 gegr.) und Adelaide (1895) und ein Noviziat in der Diözese Coulburn (1890). Sie gehörten der irländischen Ordensprovinz an, gründeten im Jahre 1923 aber eine eigene Provinz. In der Geschichte der Christianisierung Australiens gebührt ihnen ein ewiges Andenken. Das Pionierwerk dieser Missionäre, von denen zwei aus Rom, einer aus der Schweiz gebürtig waren, war äußerst mühselig. Sie hatten sich auf einer Insel in der Nähe von Brisbane niedergelassen. Ohne daß die Einwohner direkte Feindseligkeit zeigten, war die Zahl der Bekehrten doch sehr gering. Nachdem sich die Missionäre zwei Jahre lang die erdenklichste Mühe gegeben hatten, den Inselbewohnern näherzukommen, um sie dem Geist des Evangeliums zugänglich zu machen, verschwanden diese plötzlich eines Tages spurlos von der Insel, nachdem sie alle von den Missionaren gebotenen materiellen Vorteile restlos ausgenützt hatten. Sie verblieben mehrere Monate lang auf einer der Nachbarinseln, und da die Missionäre von der Regierung keinerlei Unterstützung, vom Erzbischof von Sydney nur sehr geringe Hilfsmittel bezogen, so mußten sie ihr Werk aufgeben. Nach 12 Jahren fand ein Missionar, der jene Insel zufällig besuchte, nur mehr einen einzigen Eingeborenen, der sich daran erinnern konnte, einmal einer Messe beigewohnt zu haben, dem aber weder das Kreuzeszeichen noch das Vaterunser im Gedächtnis geblieben war. Von den vier ersten Missionaren sah nur einer die Heimat wieder. Der eine wurde durch einen Schiffbruch an die Küste von Peru verschlagen und beschloß sein Leben bei den Franziskanern in Lima; ein anderer wirkte bis an sein Lebensende als Sprachlehrer in Adelaide und nur einer setzte das Missionswerk in Australien fort, gemeinschaftlich mit dem Bischof von Adelaide. Dieser Missionar war der einzige Priester, der in Adelaide zurückblieb, als die große Goldjagd nach Victoria begann. Er starb vier Tage vor einer beabsichtigten Abreise nach der Heimat.

**Die deutsche Diaspora.** In der katholischen Diaspora des deutschen Reiches leben insgesamt 3 315 194 Katholiken unter einer Gesamtbevölkerung von rund 39 Millionen. Der weitaus größte Teil des deutschen Reiches, fast zwei Drittel, ist also für die Katholiken Diasporagebiet.

Im Durchschnitt machen die Katholiken in diesem Gebiet 8.52 Prozent der Bevölkerung aus, also noch nicht einmal ein Zehntel. Das ist eine kleine Minderheit, die — zumal da sie auch noch meist den sozial und wirtschaftlich niedriger stehenden Klassen angehört, — in ihren gesamten Lebensbedingungen abhängig ist von der andersgläubigen Mehrheit. Immerhin sind — 9 Prozent eine nicht unbedeutende Minderheit. Aber diese Durchschnittsziffer ist nur deshalb verhältnismäßig bedeutend, weil auf Süddeutschland und auf die Westprovinzen Westfalen, Rheinland und Hessen-Nassau so günstige Ziffern kommen. Zieht man diese Gebiete ab, so beträgt die durchschnittliche Katholikenziffer für das ganze übrige nord-, mittel- und ostdeutsche Diasporagebiet noch nicht sechs Prozent.

Vom Gesamtgebiet der deutschen Diaspora macht die preußische Diaspora ungefähr zwei Drittel aus. Die günstige Durchschnittsziffer der Katholiken daselbst (9.10 Prozent) ist, wie wir gesehen haben, hauptsächlich auf Rechnung der Westprovinzen zu setzen, in deren Diaspora die Anteilziffer der Katholiken 18.46 bzw. 16.32 Prozent beträgt. Auch Niedersachsen (18.52 Prozent) fällt schwer in die Waagschale. Von den übrigen preußischen Diasporagebieten hat nur noch Brandenburg mit Berlin eine beträchtlichere Diasporaziffer aufzuweisen (8.19 Proz.), was durch das Zusammenströmen von Zuwanderern aus allen Teilen des Reiches, auch den katholischen, nach der Reichshauptstadt erklärt wird. In den übrigen Diasporagebieten Preußens geht die Katholikenziffer über sechseinhalb Prozent nicht hinaus, sinkt aber im Diasporagebiet der Provinz Sachsen auf 4.91, in Pommern auf 3.51 und in Schleswig-Holstein auf 2.72 Prozent. Auf dem gleichen niedrigen Niveau stehen die Katholikenziffern der Freistaaten Sachsen (3.60 Prozent) und Thüringen (2.84 Prozent), während auf die kleineren norddeutschen Freistaaten fast durchschnittlich 5.40 Prozent kommen.

Das Diasporaproblem ist für die deutschen Katholiken ein sehr ernstes. Bei nahe ein Sechstel der deutschen Katholiken lebt in der Diaspora, umgeben von einer erdrückenden andersgläubigen Mehrheit, unter Verhältnissen, die für die Erhaltung des Glaubens und der von den Vätern ererbten guten Sitte äußerst gefährbringend sind.



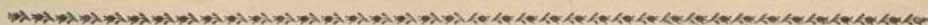
### Rosenkranzfest

O hehre Himmelkönigin,  
Wir knien vor deinem Throne hin,  
Dein königlich Haupt, das Sterne umglänzen.  
Mit duftigen Rosen fromm zu bekränzen!

Nimm hin die Rosen, glänzend weiß,  
Die deiner jungfräulichen Mutterschaft Preis!  
Nimm hin die Rosen voll roter Gluten,  
Voll blutiger Leiden und Tränenfluten!

Nimm hin die Rosen, wie Sonnenschein klar,  
Wie deine Freude am Ostertag war,  
Die Rosen, wie goldene Morgensterne,  
Voll Siegesfreuden und Glorienwonne!

Nimm hin die Rosen alle zumal,  
Die fromm dir bietet das Erdental,  
O Königin, hehre, des Rosenkranzes,  
Im Reiche des ewigen Himmelsglanzes!





## Rosenkranzfest-Rosenkranzmonat

Das Rosenkranzfest verdankt seine Entstehung dem Seesieg der Christen unter Don Juan d'Austria über die türkische Flotte bei Lepanto am Sonntag, den 15. Oktober 1571. An diesem Tage fanden die Prozessionen der Rosenkranzbruderschaft statt. Pius V. hatte angeordnet, daß dies Ereignis, das Zurückschlagen der Türken am 7. Oktober unter dem Titel: „Gedächtnis U. L. Fr. vom Siege“ gefeiert werden sollte. Gregor XIII. aber ersetzte durch Dekret vom 1. April 1573 die Kommemoration durch das Fest „U. L. Fr. vom hl. Rosenkranze“, dessen Feier er auf den ersten Sonntag im Oktober festlegte. Nach einem neuen Siege der Christen über die Türken bei Peterwardein (Ungarn) am 5. August ordnete Klemens XI. die Feier des Festes in der ganzen Kirche an. Leo XIII. fügte am 24. Dezember 1883 die Anrufung „Königin des hochheiligen Rosenkranzes“, in die Lauretanische Litanei ein und erhob das Rosenkranzfest 1887 zum Doppelfest II. Klasse. Auch daß im Monat Oktober täglich beim öffentlichen Gottesdienst der Rosenkranz gebetet wird, geht auf Leo XIII. zurück. In zehn apostolischen Briefen wird die christliche Welt von ihm zur Verrichtung des Rosenkranzgebetes und zur Verehrung der allerseligsten Jungfrau ermahnt und angeleitet, zugleich wurde die Rosenkranzbruderschaft reorganisiert. (1898)

Diese überaus schätzenswerte Form der Marienverehrung sollten sich alle Christen und Marienfinder deutscher Zunge zu eigen machen, zumal sie auch eine echt deutsche Gebetsart ist. Den beiden Karthäusermönchen P. Dominikus von Preußen und P. Adolf von Hessen gebührt das Verdienst, die Betrachtung der Geheimnisse des Lebens und Leidens Jesu in den Rosenkranz eingeführt zu haben.

Wir wollen nicht vergessen, daß unsere ganze übernatürliche Macht auf Erden aus den Verdiensten fließt, die der Heiland in seinem irdischen Leben erworben hat und daß sie uns durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau zugewendet wird. Lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf das Rosenkranzgebet selbst, in dem die Betrachtung der Geheimnisse mit der Wiederholung des Gegrüßet seist du, Maria, verbunden ist. Wir erslehen durch Maria die Zuwendung der Verdienste Jesu Christi. So wird gewiß das Rosenkranzgebet ein mächtiges Gebet. Im Rosenkranzgebet aber finden wir auch wirklichen Trost: „Bitte für uns“ rufen wir Maria zu, die immer bei ihrem lieben Sohne Erhörung findet und die mehr als jeder andere teil hat an den Verdiensten ihres Sohnes. „Jetzt“ soll sie für uns bitten, d. h. in allen gegenwärtigen Bedürfnissen „und in der Stunde unseres Todes“ in dem entscheidenden Augenblick. Diese Bitte richten wir, wenn wir den Rosenkranz beten, fünfzigmal nacheinander an die erhabene Mutter des Herrn. Wahrhaft, das Rosenkranzgebet





O gütige Jungfrau, bitte für uns! Ordnungsanweisung B. Wiener



ist ein tröstliches Gebet! Was gibt es denn Trostvolleres in Not und Bedrängnis, als das Bewußtsein, daß uns jemand seine allesvermögende Hilfe leistet? Um das aber zu erreichen, müssen wir mit Überzeugung und frommem Herzen beten. Wir müssen den Rosenkranz als wahre Christen beten, denen das Heil der Welt am Herzen liegt. Beachten wir, was Leo XIII. im Offizium des Festes zu uns spricht: „Werden wir nicht müde, der Mutter Gottes den Tribut einer Huldigung darzubringen, der ihr wohlgefällig ist, damit wir, die wir sie mit dem hl. Rosenkranz anrufen, der schon so oft den treuen Anhängern Jesu Christi den entscheidenden Sieg über die irdischen Feinde verliehen hat, auch über den höllischen Feind triumphieren mögen.“ Wir sind heute in besonderer Weise den Angriffen der Hölle ausgesetzt: da muß der Rosenkranz unsere Waffe zum Heile der Kirche sein!

— d —

## Die Sonne Satans!

Luzifer, der Lichtträger, der oberste Engel wollte seinen Thron setzen neben Gott, höher als Gott. Satans Licht sollte das ewige Licht übergänzen, verdunkeln — aber aus dem Lichtträger wurde der Fürst der Finsternis, der seinen Thron in düsterer Pracht und Majestät, umlodert von den Gluten einer ewigen Hölle, in der Welt errichtet. Die Sonne Satans! betitelt sich ein Buch, das ein Franzose geschrieben, in dem er den Riesenkampf des Bösen mit einer Priesterseele schildert. Man soll ja wohl den Teufel nicht an die Wand malen, und vielen ist der Satan unbequem, d. h. wenn man sie daran erinnert. Die Sonne Satans überstrahlt aber bereits das wahre Licht des Glaubens, ja auch schon in vielen Seelen der „Auch-noch-Katholiken“. Man hat sich an das Licht Luzifers gewöhnt! Die Sonne Satans! Die Milliarde von Untertauchten wird von der neuheidnischen, materialistischen Kultur einzufangen versucht. Die letzten Länder der sogenannten „dunklen Erdteile“ werden der „Zivilisation“ heute erschlossen. Ihre Dampfer, Eisenbahnen, Autos, Flugzeuge; ihr Handel, die unersättliche Raffgier, das Ausbeutertum, kirchenfremdes, kirchenfeindliches Schulwesen bringen voran. Der glaubenslose Materialismus mit seinem schrankenlosen, trassen, schamlosen Genießertum breitet sich aus. Habsucht und Waffengewalt „öffnet“ die äußersten Winkel bisher unbekannter Länder. Die Erde ist im Begriff aufgeteilt zu werden in kultureller und religiöser Hinsicht. Der europäische Riesenkampf zwischen Christusglaube und neuheidnischer Scheinbildung breitet sich mit Blitzesschnelle auch über die entlegensten Völker und Länder hin. Sonne Satans und Licht des Evangeliums ringen miteinander. Hunderte von Millionen lassen sich blenden vom gleißenden Licht der „laizierenden“ Weltanschauung unserer Modernen, von ihrer Gottlosigkeit, dem „Freidenkertum“. Die Völker Asiens und Afrikas schauen nach dem falschen Lichte, halten es für Wegweiser, jagen einem Irrlicht nach. Die Sonne Satans! Das trügerische Licht der Gottlosigkeit hat seine Trabanten: den Nationalismus, der seit dem Weltkriege den Haß der „zurück“



gebliebenen“ Völkerschaften aufwiegelt gegen den Europäer; das brodelnde Chaos des russischen Bolschewismus. In fürchterlichen Sturzfluten bricht der Unglaube über das Christentum und über die Missionsvölker herein!

Soll das Licht des Evangeliums, die göttliche Sonne keine Leuchtkräfte mehr besitzen, keine Kraft- und Lichtquelle mehr sein für ungezählte Seelen im Heim- und Heidenlande? „Ich bin auf die Erde gekommen“, sagt der Heiland, „um das Feuer zu bringen und was will ich anders, als daß es brenne!“ (Luk. 12, 49.) Dieses Feuer des Hl. Geistes, der Liebe, soll und muß die Sonne Satans überstrahlen. Auf die Erde hat es der Heiland gebracht und es muß genährt werden, genährt werden von der Gottes- und Nächstenliebe. Beten müssen wir, daß in uns und in allen Seelen sich das Feuer der göttlichen Liebe entzünde. Deshalb drängt mehr als je die Missionspflicht; sie brennt uns, den Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts in vermehrter Stärke auf der Seele. Da wo der Glaube Wurzel faßt, wird jedes Götzenbild in den Fettschainen und in den Menschenherzen vom Sockel gestoßen. „Hinausgeworfen wird der Fürst der Finsternis.“ (Joh. 12, 31.) Die Macht der Hölle wird gebrochen; Satans Sonne zum Erlöschen gebracht.

Das Feuer Christi soll weitergetragen werden, lichterloh soll es brennen. Das Licht der Welt bringe in die finstersten Höhlen, wo Lüge und Laster brüten. Hilf ihm den Weg bereiten, der da kommt zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Baue Altäre, Tabernakel, Kreuzbilder, Gotteshäuser, in deren Brennpunkt derjenige wohnt, und in Liebe sich geheimnisvoll vervielfältigt, der bei den Menschenfindern sein will. Hast du beigetragen, daß auch nur eine Seele gerettet, ein geistiger Sieg errungen, ein Gottesfucher in seinem heiligsten Hunger gesättigt, ein Herz aus der Sklaverei der Sünde erlöst, ein Kind im Wasser und Gottesgeist wiedergeboren wird — so erwächst daraus mehr Ehre für den ewigen Gott, als durch alle Schätze der Welt.

Deshalb fördere die Missionsberufe, unterstütze die Missionsanstalten. Wir denken, handeln apostolisch und stehen mit der Kirche, mit dem Stellvertreter Christi auf Erden sind wir solidarisch, wie es katholischen Christen geziemt, wenn wir die Missionen fördern und deren Anstalten unterstützen. Lassen wir uns nicht durch Unkenrufe, auch aus dem eigenen Lager, abschrecken. Wo Klöster, Missionsanstalten erstehen, erblüht und kräftigt sich das religiöse Leben; wo offene Hände sich finden, die materiell die Missionen unterstützen, da öffnen sie sich auch zu heimatlichen guten Zwecken; wo Ordensberufe erstehen, sorgt auch der liebe Gott für Seelsorger in der Heimat. Klöster sind wie Wälder, welche den Regen herabziehen auf die Lande; wo man die Wälder abtreibt, da versiegt das Leben, so urteilt die große Hl. Theresia. Eine solche Lichtstation, eine solche Segensquelle soll auch das neue Mariannhiller Pius-Seminar in Würzburg werden. Alle, die an dem Erstehen und Erhalten desselben mitwirken, werden daran mitarbeiten, dem Lichte des Evangeliums Bahn brechen zu helfen, auf daß es die Sonne Satans verdunkle und zum Erlöschen bringe!

P. Dominikus.

Die Mission ist die edelste Aufgabe der Kirche. Sie zu unterstützen das vornehmste und verdienstvollste Werk!



## Südafrikanische Schulinspektoren-Konferenz in Mariannhill

Von Fr. Otto Heberling, R. M. M.

Mariannhill hat in den letzten Jahren schon allerlei große Tagungen gesehen. So: Bischofszusammenkünfte, Soziale Kurse, General-Kapitel der Kongregation, Ferien-Kurse usw. An all diese Tagungen darf eine neue, für ganz Südafrika sicher hochbedeutende und erste in ihrer Art, würdig angereiht werden. Vom 1. bis 20. Juli 1928 kamen in Mariannhill über 100 außerlesene, speziell eingeladene, weiße und schwarze Vertreter des Schul- und Erziehungswesens für die Eingeborenen zusammen. 70 schwarze „Headteachers and Superiors“, (Hauptlehrer und Schulinspektoren) und 35—40 weiße Schulinspektoren, Professoren der Universitäten von Kapstadt und Johannesburg, Direktoren der verschiedenen anderen Hochschulen und Lehrerseminarien und Hauptlehrer der ganzen Union von Südafrika und Basutoland. Auch einige Patres von Mariannhill, vier Oblaten-Patres, zwei von Basutoland und zwei von den Vikariaten Kimberley und Johannesburg, einige Schwestern vom Kostbaren Blut, eine Benediktinerin von Zululand und drei „Notre Dame-Schwestern“ aus der Präfektur vom hl. Geist in Kronstadt, ferner zwei Ritualisten und zwei Minister von der „High Church“ nahmen an der Tagung teil. Ähnliche vorangegangene Tagungen in früheren Jahren waren in der Hauptsache nur provinzieller Natur gewesen. Dieser Kurs soll der erste in einer Reihe sein, die in den folgenden Jahren stattfinden sollen und stets aus Vertretern des Schulwesens von ganz Südafrika, von Weißen und Schwarzen zusammengesetzt sein werden. Das Zustandekommen der imposanten Tagung wurde möglich gemacht durch die Zusammenarbeit der „Carnegie Corporation“ von New York mit den verschiedenen „Education Departments“ in Südafrika und der Zustimmung Mariannhills. Der Grundton dieses und aller folgenden Kurse soll „Adaptation“ (Anpassung) sein, oder „der Gebrauch der Schule und der ganzen Maschinerie der Erziehung, um die Eingeborenen für das Leben, das sie heute und morgen leben müssen, tauglich zu machen.“ Die Teilnehmer der Tagungen sollen, durch die Vorlesungen belehrt, darauf hinarbeiten, daß die Eingeborenen auf ihre Hautfarbe stolz werden, stolz darauf, eine eigene Rasse zu sein; daß sie ihre Muttersprache lieben, die Geschichte und Tradition ihres Volkes achten und hochschätzen; daß sie aber auch einsehen, daß verschiedene Eingeborenen-Gebräuche veraltet sind und nicht mehr in die neue Zeit und in die neue Welt, in welcher sie jetzt leben, hineinpassen. Damit der Eingeborene ein guter „Patriot“ werde, soll er die Struktur seiner Sprache gelehrt und erklärt bekommen. Ferner die Gründe für die Gewohnheiten seines Volkes, die Geschichte und Methode der Regierung und Verwaltung der afrikanischen



Stämme. Da der Eingeborene Südafrikas mit Europäern, Farbigen und Indiern zusammenleben muß, soll er lernen, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Auch auf seine Gesundheit besser zu achten, soll der Eingeborene lernen.

Vor allem will der Kurs auch den „Supervisors of native schools“ mit guten Ratschlägen an die Hand gehen. Die „Supervisors“ sollen sich nicht bloß mit der Überwachung ihrer Anzahl von Schulen und Lehrern und deren Fortschritt und weiteren Ausbildung begnügen, sondern sie sollen das Interesse des Volkes, der Kommunität, für ihre Schulen ansachen und dem Volke zeigen, wie das Werk der Schule ihnen nützen und wohlthun kann. Die Schule soll zum Mittelpunkt des Lichtes und der guten Entwicklung für das Volk gemacht werden.

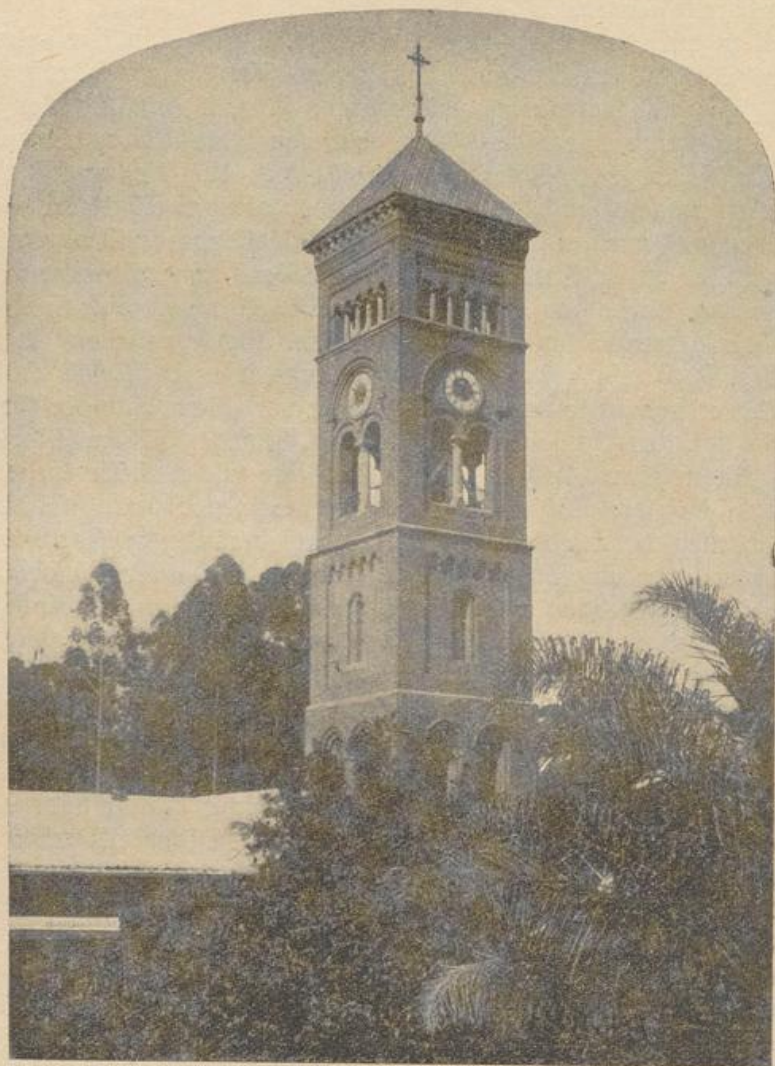
Die Tagung wurde am 1. Juli, abend 7.30 Uhr von Dr. C. Loram, Mitglied der „Kommission für Eingeborenen Angelegenheiten“ in Pretoria und 3. J. Hauptvorsteher für Erziehungswesen in Natal, eröffnet.

Der Redner hob in seinen Ausführungen vor allem auch die Gründe hervor, die ihn, den Einberufer der Tagung, bewogen hätten, Mariannhill als Tagungsort auszuwählen. Er sagte unter anderem: „Als es feststand, daß die Winterkurse, die seit einigen Jahren nicht mehr gehalten worden waren, dieses Jahr in etwas veränderter Form wieder aufgenommen werden sollten, gingen meine Gedanken sofort nach Mariannhill. Sie fragen mich vielleicht: Warum nach Mariannhill? Sind Sie denn ein Katholik? — Ich antworte: Nein, ich bin kein Katholik. Aber nichtsdestoweniger habe ich verschiedene für mich ausschlaggebende Gründe gehabt, die ich Ihnen auch nicht vorenthalten will. Ein Hauptgrund war der: Der letzte Kurs, welcher vom Departement für Erziehung von Natal arrangiert worden war, hat vor einigen Jahren als letzter in seiner Art auch in Mariannhill stattgefunden. Wir haben dem Kloster und den Klosterinsassen von damals noch eine Dankeschuld abzutragen. Deshalb wollten wir als Gentlemen handeln und den ersten Ferien-Kurs für ganz Süd-Afrika auch wieder in Mariannhill beginnen.“

Darauf folgte noch eine Reihe anderer maßgebender Gründe: „In Mariannhill haben wir beständig das Beispiel der emsigen Arbeit und Pünktlichkeit vor Augen. Auch wir wollen während dieser Tagung und nachher im Berufsleben fleißig und gewissenhaft arbeiten für das Wohl und Wehe Süd-Afrikas; wir wollen pünktlich sein, wie die guten Patres und Brüder von Mariannhill, die auf das Glockenzeichen aufstehen, in die Kirche gehen, beten, arbeiten, beten und wieder arbeiten. Auch wir wollen jetzt und später das „Ora et labora“ auf der Mariannhiller Klosterpforte in die Tat umsetzen. — Dann genießen wir in Mariannhill die zu unserer Arbeit so notwendige Ruhe in der Klosterstille und im Klosterfrieden; ferner die wohlthuende Gastfreundschaft, Freundlichkeit und den Frohsinn der Patres, Brüder und



Schwestern; am Morgen weckt uns das melodische, anziehende Glockengeläute und der Gesang in der Kirche; außerdem ist jetzt zur Winterzeit in Mariannhill das angenehmste Klima und die Umgebung immer



Der „Campanile“ von Mariannhill, das Wahrzeichen Mariannhills. Bekanntlich führen die „Mariannhiller“ Missionare ihren Namen nach dieser ersten Niederlassung in Natal

schön. Auch die verschiedensten Arbeitsräume stehen uns offen, wo wir am Nachmittag uns in der Handarbeit üben und allerhand nützliche Gegenstände mit unsern eigenen Händen verfertigen und zur Erinnerung an Mariannhill mit nach Hause nehmen können.“ Am Schluß



sagte er noch: „Ich bin überzeugt, daß alle Teilnehmer der Tagung, Weiße wie Schwarze, Mariannhill in den 20 Tagen recht liebgewinnen werden, als bessere Menschen fortgehen, — ich gehe von Mariannhill bei jedem Besuch als besserer Mensch fort — und ein andermal gerne wieder kommen werden.“ So der Vorsitzende und Leiter der Tagung (ein Protestant) in der Eröffnungsrede.

Am nächsten Tage wurden dann die Arbeiten aufgenommen. Von 7 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags waren jeweils Vorlesungen. Dazwischen einige Pausen für Frühstück, Gebet usw. Mittagessen war um 1 Uhr. Dann war von 2 — 3.30 Uhr Handarbeit. Darauf bis 5.30 Uhr freie Zeit, dann wieder Vorlesungen und anschließend Abendessen. Von 7.30 Uhr an wieder Vorlesungen, Konzert und Spiele bis 9 Uhr. Darauf Schlafengehen.

Die Vorlesungen wurden gegeben von:

1. Dr. Loram, über: „Erziehung und Kommunität.“ — „Schul=Inspektion und Schul=Aufsicht.“ — „Die Eingeborenen Afrikas und wie sie regiert werden.“

2. Dr. Malcolm, Chef=Inspektor für Eingeborenen=Erziehung in Natal, über: „Schulsystem in Natal.“

3. Professor A. Reid, Direktor des Natal Training Colleges, in Mariburg über: „Angewandte Physiologie.“ — „Wissenschaft für den Alltag.“

4. Professor Dr. Döke von der Universität Witwatersrand, Johannesburg, über: „Bantu=Philologie.“

5. Dr. Barnard, Professor an der Universität in Kapstadt, über: „Das Studium der sozialen Systeme der Bantuvölker.“

6. Dr. Mc Murtrie, Missionsarzt von Mariannhill, über: „Erste Hilfe bei Unglücksfällen.“ — „Bekämpfung der Tuberkulose.“

7. Den Inspektoren der Provinzen und Distrikte über: „Zahl der Schulen und der Schüler, Qualität der Lehrer, Resultate bei den Prüfungen.“ usw.

Neben den Vorlesungen hatten, wie oben schon erwähnt, die Teilnehmer der Tagung am Nachmittag Gelegenheit sich in den Werkstätten von Mariannhill von den Brüdern praktische Anweisungen in den verschiedensten Handwerken geben zu lassen. Und die Gelegenheit wurde von den meisten Teilnehmern eifrig benutzt.

Am Mittwoch den 11. Juli traf auch der Indier, Sir Sastry, General=Agent sämtlicher Indier in Süd=Afrika, ein. Noch nicht sehr lange wurde diesem vom König von England die höchste Ehrung zuteil. Er wurde in den Kronrat berufen und ist somit einer der angesehensten Männer in Süd=Afrika. Nach einer kurzen Begrüßungs= und Einführungsrede vonseiten des Vorsitzenden der Tagung ergriff der hohe Sohn aus Asien das Wort und sprach eine Stunde lang



über: „Die Schulverhältnisse der alten und neuen Zeit in Indien.“ Sir Gastri war früher in Indien auch lange Zeit Lehrer gewesen und hatte später zu der angesehenen Vereinigung der „Diener von Indien“ gehört. Nach seiner Rede dankte ihm zuerst ein schwarzer, dann ein weißer Teilnehmer des Kurzes.

Am Ende der zweiten Woche der Tagung machten die Teilnehmer zusammen einen Ausflug nach dem nahen Durban, um das dortige Museum, verschiedene Schulen, die Hafenanlagen, die Ozeandampfer und anderes anzusehen. Aus all dem Berichteten ist zu sehen, daß es den maßgebenden Stellen schon darum zu tun war, allen Teilnehmern der Tagung, der Elite des Schulwesens für die Eingeborenen-Erziehung etwas zu bieten und ich glaube, daß die Ziele, die sich die Oberleitung der Tagung gesteckt hatte, schon in etwa, je nach der Kapazität des einzelnen Individuums, erreicht wurden. Auf alle Fälle wurden durch die gut durchdachten Vorträge und Vorlesungen viele fruchtbringende Ideen ausgestreut. Die Zukunft wird es lehren, ob die Samenkörner auf gutes Ackerland gefallen sind.

Zum Schluß sei auch noch kurz berichtet, daß während der ganzen Tagung eine Gemälde-Ausstellung eines werdenden Eingeborenen-Malerkünstlers großes Aufsehen und das allgemeine Interesse und die Bewunderung sämtlicher Kursteilnehmer und Besucher von Mariannhill erregte. Der junge Zulu-Malerkünstler, Gerard Bhengu, lebt auf unserer Missionsstation Centocow. Der dortige Missionsarzt, Dr. Kohler, wurde vor ungefähr zwei Jahren auf ihn aufmerksam, unterstützte ihn, gab ihm Anleitung, kaufte ihm Pinsel, Papier und Farben, war ihm seither Freund und Gönner und stand dem jungen Künstler mit Rat und Tat zur Seite. Der Erfolg ist staunenerregend und vielversprechend für die Zukunft. Der junge Künstler, der während der Tagung mit seinem Mäzen, Dr. Kohler, für einige Tage nach Mariannhill gekommen war, macht nicht bloß schon Kopien von Gemälden berühmter Meister mit großer Genauigkeit, sodaß ein Nicht-Fachmann kaum einen Unterschied feststellen kann, sondern er schafft und malt auch schon nach eigenen Ideen und bei der Ausstellung waren schon eine Reihe wertvoller Bilder dieser Art aus dem Leben der Eingeborenen. Vielleicht erscheint bald ein längerer Artikel mit Bildern über das Werden und Wirken des gottbegnadeten jungen Zulu-Malerkünstlers. Er sei aber schon heute allen Kunstfreunden und Freunden der Mariannhiller Mission aufs wärmste empfohlen.

„Die Kirche ist in ihrer Missionsarbeit neben der göttlichen Gnade auf die Unterstützung der katholischen Heimat angewiesen. Versagt dieselbe, so versagen die Missionen selbst.“  
Benedikt XV.



## Von Elephanten getödet

Nicht weit von Dunbrody, wo die Mariannhiller ihren ersten Gründungsversuch in Süd-Afrika gemacht haben, hielten sich früher viele Elephanten auf, die allmählich auf den Aussterbeetat kamen. Bevor sie aber alle weggeschossen waren, trat die Regierung ein und reservierte eine Strecke Landes, wo kein Elephant geschossen werden durfte und schaffte so einen großen Zoologischen Garten für Elephanten. Dort kamen im Laufe der Jahre folgende Fälle vor. — Ich lasse sie einen dort wohnenden Europäer erzählen. Es sind Fälle von gewaltsamen und frühen Todesfällen, in denen Europäer und Schwarze die Opfer waren, die von Elephanten getödet wurden.

Im ersten Falle, dessen ich mich erinnere, war es ein Hottentott, der mit einem Briefe zur nächsten Post geschickt worden war. Der Weg führte ihn durch einen viel von Elephanten besuchten Busch. Auf seinem Wege, es war gegen Abend, wurde er von einem wilden Elephanten gewittert. Dieser griff ihn an; der Hottentott aber rannte so schnell ihn seine Beine trugen, davon und als er das Loch eines Ameisenbären sah, kroch er schnell hinein. Dieses war aber nicht tief genug, sodaß der Elephant ihn bei den Beinen fassen konnte. So zog er ihn heraus und zerstampfte Kopf und Körper zu einer unkenntlichen Masse. Den Brief fand man später neben der Leiche liegen.

Ein anderer Schwarzer ging in diesen Busch um Honig zu suchen, und wurde des Abends zu Hause vermißt. Drei seiner Leute gingen ihn am nächsten Tage suchen und fanden die Leiche zerissen und zerstampft in einer Lichtung des Busches liegen. Die Spuren eines großen Elephanten in der Umgebung des Körpers zeugten von der Ursache des Todes.

Ein Europäer ging in Begleitung seines kleinen Hundes verlorene Ziegen suchen. Sein Bruder ging auch mit. Nachdem sie eine Weile miteinander gegangen waren, gingen sie auseinander, um so eine größere Fläche absuchen zu können. Der kleine Hund lief in einiger Entfernung vor seinem Herrn her, und stieß bald auf einen großen Elephanten, den er mit ganzer Kraft anbellte. Der Elephant dadurch gereizt, ging auf den Hund los, welcher nun Angst bekam und zurück lief, um sich hinter seinem Herrn in Sicherheit zu bringen. Der Elephant folgte ihm und als der Herr das Trompeten des Elephanten hörte und den Körper sich durch das Unterholz zwängen sah, schaute er sich nach einem Platze um, wo er sich sicherstellen konnte. Er sah aber nur einen großen Strauch, in den er so hoch kletterte, als ihn die Äste tragen konnten. Hier, etwa 3—4 Meter über dem Boden erwartete er den Angriff und seinen Tod, den er als sicher vor Augen haben konnte. Der Hund führte den Elephanten auf seine



Spur, der dann sein Opfer vom Strauch herunter holte und zerstampfte. Daher die Lehre, daß man niemals einen Hund mitnahm, wenn man irgendwohin ging, wo Elephanten sein konnten.

Es war schon eine Reihe von Jahren, bevor die Regierung das Schutzgebiet bestimmt hatte, da schoß ein Farmer eine Elephantenkuh. Er hatte ziemlich nahe gestanden, durch einen dichten Busch gefeuert und er hatte die Kuh fallen sehen. Als er sich nun näherte, fand er bei der toten Kuh ein Elephantenkalb. Er kehrte schnell nach Hause zurück, um Riemen und Leute zur Hilfe zu holen. Nach vieler Mühe brachte er schließlich das Elephantenkalb in seine Wohnung, wo sich seine Frau riesig über den Zuwachs freute. Sie gab sich alle Mühe, das Kalb aufzuziehen, aber nach einigen Wochen kreperte es doch. Sie ließ ihrem Manne keine Ruhe, er solle doch noch einmal sein Glück versuchen und ein anderes Kalb bringen. Die Schwierigkeit der Aufgabe, eine Elephantenkuh mit Kalb im dichten Busch ausfindig zu machen, sich ihr zu nähern und die Mutter zu töten, schreckte den Farmer nicht ab und er beauftragte seine Arbeiter eine Herde ausfindig zu machen und ihm den Platz zu melden. So kam denn sein Vorarbeiter und meldete ihm eine Elephantenherde in einer Schlucht, ungefähr eine halbe Stunde von seiner Wohnung. Er nahm sein Gewehr und der Vorarbeiter begleitete ihn, auch bewaffnet mit einem Gewehr. Als sie schließlich am oberen Rande der Schlucht angekommen waren, sahen sie etwa 250 Meter unter sich die Herde. Sorgfältig den Wind meidend, damit die Elephanten sie nicht wittern sollten, näherten sie sich den Tieren mit größter Vorsicht. Infolge der Dichtigkeit des Busches kamen die beiden Jäger hier auseinander. Plötzlich sah der Farmer in kurzer Entfernung eine Elephantenkuh stehen, von der Herde getrennt. Die Kuh sah nun auch ihn und griff ihn sofort an. Der Farmer erhob sein Gewehr, zielte und drückte — aber er hatte vergessen, das Gewehr zu entsichern und dazu hatte er jetzt keine Zeit mehr. Das war sein Unglück. Im nächsten Augenblick war der Elefant auf ihm. Der Vorarbeiter war nicht weit weg und als er die Trompete des Tieres und den Schrei des Farmers hörte, eilte er zur Hilfe herbei. Er kam zu spät, er sah die Kuh mit ihrem Hinterteil auf dem Farmer sitzen ihn erdrücken, indem sie in einem fort trompetete und ihr Opfer mit ihrem riesigen Gewichte platt drückte. Er gab zwei Schüsse auf das Tier ab, das darauf von ihrem Opfer ließ und ihn angriff, der sich durch das dichte, dornige Gestrüpp rettete. Die Herde hatte unterdessen die Flucht ergriffen und so dem Mann den Weg für die traurige Heimkehr frei gemacht. So konnte er der Witwe seines Herrn melden, welches Opfer ihr Mann bringen mußte, um ihren Wunsch zu erfüllen. Ich bin nicht mehr sicher, ob man die Elephantenkuh später gefunden hat. Vor langen Jahren war in der Gegend ein großer wilder Elefant, der wegen eines kleinen Fleckens am Bein „Weißfuß“ genannt wurde.



Er war bei allen Schwarzen in der Gegend gefürchtet. Man sagte, er habe schon zwei oder drei Menschen getötet. Sein letztes Opfer war ein Weißer, nicht weit von der jetzigen Eisenbahnlinie. Er war eines Abends mit der Flinte ausgegangen, um Hasen zu schießen. Als er nicht heimkehrte, ging man ihn suchen. In einer großen offenen Lich-



Eingeborene Heidin mit merkwürdiger Haarfrisur

tung fand man seinen Körper schrecklich zugerichtet. Des Weißfuß Spuren in der Umgebung zeigten an, wer der Täter war. Um das Tier endlich los zu werden, legte man einen Selbstschuß und bald darauf hatte Weißfuß den Lohn für seine Tat erhalten.

Dieser Erzählung kann man noch beifügen, daß vor wenigen Jahren



noch eine Elephantenherde sich in Rhodesia dem Bahnzug in den Weg stellte, wobei zwar ein Elefant das Leben einbüßte, aber auch die Lokomotive zur Entgleisung gebracht wurde. Während die Lokomotive wieder auf's Gleis gehoben wurde, zerlegten die Leute den Elephanten. Die schwarzen Passagiere erhielten das Fleisch und die Europäer die Haut. — Jetzt sind die Elephanten selten geworden in Süd-Afrika.

## Wer möchte als Missionar nach Mount Frere gehen?

Von Schwester M. Julia, C. P. S., St. Francis

Immer und immer wieder muß als eine der Haupthindernisse der Glaubensverbreitung der große Priesterangel bezeichnet werden. Wenn man hier in Süd-Afrika das große Transkei-Gebiet durchreist und die hunderte und tausende von Kraalen betrachtet, die sich von ferne nur wie große Maulwurfshäufen auf den grünen Ebenen und Bergabhängen erheben, wird es einem ganz wehmütig um's Herz in Anbetracht der unzähligen dunkelhäutigen Bewohner, denen der katholische Glaube noch fremd ist. Welch große Arbeitsfelder ständen nicht nur einem sondern vielen katholischen Priestern zur Verfügung. Man muß immer wieder sagen: die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenige.

Vor einigen Wochen ließen sich hier in Mount-Frere zwei Schwestern vom kostbaren Blute und vier schwarze Kandidatinnen nieder um durch Gebet, Arbeit und Opfer Seelen zu gewinnen und dem Priester vorzuarbeiten. Ein kleines Steinkirchlein wurde vor etwa dreißig Jahren von den damals hier wohnenden Europäern gebaut, die aber jetzt zum größten Teil verzogen sind. Der Priester, der 60 Meilen von hier stationiert ist, konnte nur ein paar Mal im Jahre kommen und so konnten die Ameisen, die anscheinend hier ihre Heimat haben, unbehelligt an ihrem Zerstörungswerk arbeiten. Die Decke über dem Altar ist an mehreren Stellen durchgefressen, so daß der Regen nicht viel Schwierigkeiten hat, durchzukommen. Es ist manchmal interessant, den Tausenden und Millionen von Tierchen zuzuschauen, wie sie in größter Eile und in geregelten Prozessionen durch die Zimmer und an den Wänden hinauf ihren Geschäften nachgehen.

In den ersten Tagen ließen uns die Plagegeister nicht einmal unsere Nachtruhe und bald krabbelte das Bett von ihnen, bis wir uns durch Gegenmittel ihrer etwas erwehrten. Noch schlechter war es, als ich einmal in einem Raffenkraal schlief, der förmlich von Ratten besetzt war. Munter sprangen sie über mich und wedelten mir mit ihren langen kalten



Schwänzen um die Nase. Mit einem Stoch konnte ich ihnen jedoch wieder für einige Minuten Ruhe gebieten.

Nun wieder zurück zu unserem armen Kirchlein, das an Paramenten nur einige Stücke hat. Für den sakramentalen Segen haben wir weder Rauchmantel noch Velum noch Rauchfaß und die braune Schutzdecke des Altares ist aus einfachem Kleiderstoff gemacht. Jedoch, was macht es, wenn wir arm sind mit unserem Heilande, hätten wir nur einen Priester. Wir beneiden alle Katholiken, die in der Nähe einen Priester haben, denn uns ist nicht einmal das Glück beschieden, am Sonntag eine heilige Messe zu haben. Sechs verschiedene andere Sekten sind hier auf dem kleinen Platz schon vertreten und des Sonntags rufen ihre Glocken die Weißen sowohl wie die Schwarzen zum Gottesdienste herbei, während unser lieber Heiland im hl. Altarssakrament verlassen bleibt; kein Abeglöcklein ist da, um zum Gottesdienste zu rufen und noch mehr, es ist kein Priester da, der an den Altar träte, um das heilige Opfer darzubringen.

Vor einigen Tagen besuchte ich die protestantische Schule, eigentlich waren es eine ganze Reihe alter Strohhütten mit 220 Schülkindern. Alle schienen sehr lernbegierig, besonders eine große Anzahl kleiner ABC-Schützen saßen in der glühend heißen Sonne draußen und jeder hatte ein Häufchen kleiner durrer Stecken bei sich, für die Rechenstunde. Ich wurde von den kleinen Amarosas vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet, denn viele von ihnen hatten gewiß in ihrem Leben noch keine Schwestern gesehen. Ein Mädchen bekannte mir einmal, daß sie geglaubt habe, wir Europäer hätten Milch in den Adern. Vor etwa zwei Monaten ist hier eine zweite Schule aufgemacht worden und hat auch schon wieder gegen 50 Kinder, während eine etwa 20 Minuten von hier entfernte gegen 100 Schüler zählt. Diese Gegend ist hier sehr dicht bevölkert und wir zählen von hier aus gegen dreihundert Kraale. Auf unseren Missionswanderungen fanden wir außerdem noch fünf andere Schulen von den Andersgläubigen und die katholische Kirche hat noch keine. Hätten wir ein Gebäude, so könnten wir auch sofort eine Schule aufmachen. Es waren schon eine ganze Reihe Kinder und Eltern da, die um Aufnahme in die katholische Schule baten. Es ist dieses auch fast der einzige Weg zu den Herzen der Kinder und der Erwachsenen zu gelangen, zumal da schon viele protestantisch sind. Möge uns der heilige Vater Joseph bald helfen in unserem Anliegen.

Unsere schwarzen Kandidatinnen arbeiten fleißig mit uns und gehen öfter weit in die Mission hinaus. Auf mehreren Stellen haben uns die Eingeborenen schon Kraale zur Verfügung gestellt für den Katechetischen Unterricht. Auf der einen Stelle hatten wir dieser Tage 26 Heiden zum lernen.

Ein Priester hätte hier gewiß ein schönes großes Arbeitsfeld und könnte viele Seelen für den Himmel retten. Täglich beten wir zur



Königin der Missionare und rufen sie an um Hilfe in diesem Anliegen. Möchte sie doch bald einem Priester leise ins Ohr flüstern, er solle als Missionar nach Mount Frere in den Transkei in Süd-Afrika ziehen. Die Freude über unsere Gebetserhörung würde dann eine sehr große sein und das Werk der Bekehrung würde sicher bald Wurzeln fassen.

## Glockenweihe in Engelosini

Von Bruder Isidor, R. M. M

Am Sonntag den 7. August hat Centocow eine kleine, aber schöne Feier gesehen. Es wurde in Engelosini, einer unserer Außenstationen, eine neue Glocke konsekriert. Der hochwst. Herr Bischof kam am Tage vorher und wurde feierlich empfangen. Das Wetter versprach zwar nicht besonders günstig zu werden, aber am Sonntag Morgen verzogen sich die Regenwolken, das Wetter wollte unsere Festesfreude nicht stören.

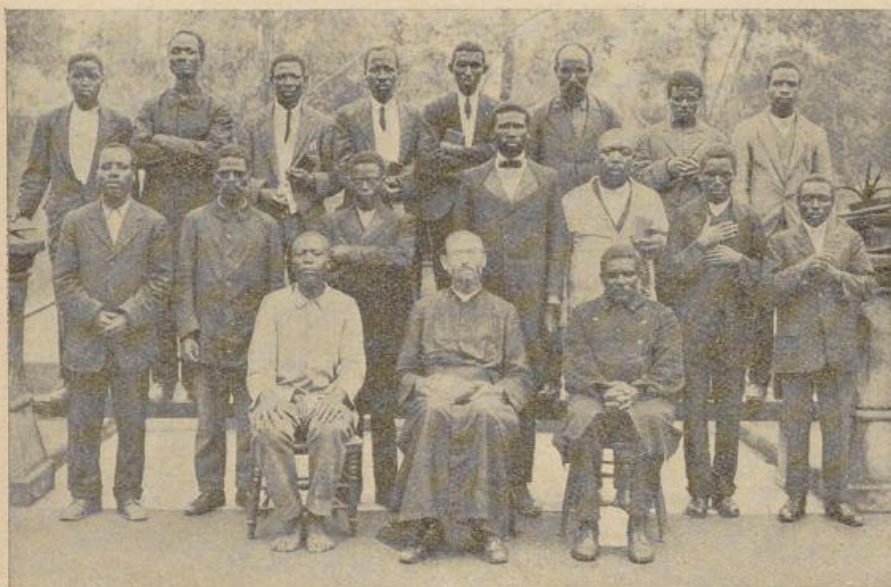
In der Frühe las der hochwst. Herr Bischof die hl. Messe. P. Apollinaris, der Rektor der Station, mußte beim Austeilen der hl. Kommunion helfen. Um 8.30 Uhr las der zweite Missionar, P. Fischer, die Pfarrmesse für diejenigen, die nicht zur Außenstation Engelosini gehen und der Feier beiwohnen konnten. Wer sich aber freimachen konnte, machte sich auf den Weg nach dem  $1\frac{1}{2}$  Stunden entfernten Engelosini hinauf. Fast die ganze Station flog aus, alt und jung, groß und klein, alles wollte einmal eine Glockentaufe sehen. Der Bischof und der Missionar ritten um 8 Uhr hinauf. Wer sonst noch ein Pferd erhaschen konnte, tat es. Viele hatten das Glück nicht, die meisten spannten Schusters Rappen ein. Ich selber schob schweißtriefend mein Rad den Berg hinan in der stillen Hoffnung, wenigstens auf dem Heimweg das Vergnügen zu haben, mich darauffsetzen zu können, ähnlich wie weiland die Schwaben, die das Züglein den Berg hinaufschoben, um dann die andere Seite im Hurra hinunterzufahren.

Der hochwst. Herr Bischof und P. Apollinaris hörten in Engelosini noch vielen Christen Beicht. Es war bereits 11 Uhr, als der Gottesdienst begann. Beim feierlichen Hochamt tat der Sängerkhor von Centocow sein Bestes. Es war gut, daß das Kirchlein aus Quadersteinen erbaut ist, sonst wäre wohl bei dem wuchtigen Anprall der Melodien dasselbe eingestürzt. Dem Hochamt folgte gleich der Segen und eine kleine Pause.

Dann kam der eigentliche Festakt. Die neue Glocke hing schon auf dem „Turm“ d. h. auf dem hohen freistehenden Glockenstuhl, der aus kräftigen Baumstämmen zusammengezimmert war. Um die Glocke bei der Konsekration zu erreichen, mußte ein hohes Gerüst



gebaut werden. Auf einer Außenstation aber gibt es nicht viele Bretter und Stangen und was man sonst zu einem Gerüst braucht. Da mußte alles herhalten, was zu finden war: Tische, Bänke, Schemel, Kisten usw. So kam zuletzt doch noch etwas zustande, dem der Bischof und der Festprediger ihr Leben anvertrauen konnten. Aus Schemeln, Bänken und Tischen wurde auch eine Treppe gebaut, deren Stufen zwar ungleich und ziemlich hoch waren, aber doch ihren Zweck erfüllten. Eine kleine Turnübung muß der Missionar unter solchen Umständen schon mitnehmen, sogar ein Bischof kann sich ihr nicht immer entziehen. Das Ganze wurde mit Decken behangen, mit Grün bedeckt und sah garnicht mehr so schlecht aus.



Hochw. P. Cyprian, der Missionar von Mariannhill, mit dem Katechistenstab  
P. Cyprian ist zur Zeit auf der Reise nach Europa

Die Glockenweihe begann mit der Festpredigt des P. Apollinaris. Er stand hoch oben auf dem Gerüst. Noch nie in seinem langen Missionsleben hatte er von so lustiger Höhe aus seinen schwarzen Pfarrkindern das Wort Gottes verkündigt. Er sprach von den Zeremonien der Glockenweihe und von der Bedeutung der Glocke für das religiöse Leben der Christen. Alle Augen waren bei der nun folgenden Konsekration auf den amtierenden Bischof und die assistierenden Priester gerichtet. Der schöne, sinnvolle Ritus machte offensichtlich tiefen Eindruck auf das Volk. Der wurde noch verstärkt, als nach der Weihe auch der Bischof noch einige väterlich mahnende Worte an seine schwarzen Diözesanfinder richtete. Sie waren ganz begeistert für ihren „Baba



omkulu“, ihren „großen Vater“. Und nicht nur die Katholiken, auch die Protestanten und Heiden, die in großer Zahl zum Feste gekommen waren. Sie hatten ja noch nie einen Bischof in seinem prächtigen Ornat auf einer Außenstation gesehen, mitten unter ihren armseligen Hütten. Es war wirklich, wie der Missionar launig bemerkte, das erste Mal seit Erschaffung der Welt, daß ein katholischer Bischof dahin seinen Fuß gesetzt hatte.

Zur Freude aller Anwesenden führten die Schulkinder einige Spiele und Reigentänze im Freien auf und dann ging es heimwärts. Beim Eintritt der Dunkelheit waren auch die letzten daheim. Nur die neu-geweihte Glocke blieb einsam zurück.

Was mag sie wohl alles erleben, die Glocke im Heidenland! Wird sie einmal den Tag sehen, wo all die Heidenhütten, über die ihre vollen Klänge dahinfluten, in christliche Familienhäuser umgewandelt sind? Oder wird sie einmal einen Verfolgungsturm einläuten müssen, der das junge Bäumchen der Christengemeinde entwurzelt? Das eine erwartet der Missionar von der Gnade Gottes und der Mithilfe der christlichen Heimat. Daß Gottes Güte das andere von seinen Schäflein fernhalten möge, das erbittet er vom guten Hirten. Daß die Glocke aber an ihrem Weihetage manch guten Entschluß in die Herzen der schwarzen Kinder hineingeläutet habe, daß sie noch recht viele Jahre ihres heiligen Amtes walten, eine große Christenschar regelmäßig zum Gottesdienste einladen und ihr so Wegweiserin und Gefährtin auf dem Wege zur ewigen Heimat werden möge, in dieser Hoffnung trabten Bischof und Missionar heim zur Station Centocow.

---

## Erziehung zur Ehrfurcht

Von P. Hoche, Rektor

Wir leben in einer Zeit, die an vielem rüttelt, was bisher fast als unumstößlich galt. Alte Ideale werden gestürzt und neue Ziele aufgestellt. Gewiß ist ein Kampf um gute, neue Wahrheiten, die wirklich weiter bringen, nur zu begrüßen. Jedoch darf man nicht übersehen, daß in dem Ringen und Neugestalten der Gegenwart auch viel nichtiges, trügerisches Blendwerk schimmert und täuscht. Vorschnell ist man oft bei der Hand, das Alte schonungslos beiseite zu werfen. Kein Wunder daher, wenn die noch unfertige Jugend, die sich leicht durch flingende Worte berauschen läßt, die noch zu ungesesselte Urteile hat, der die Erfahrung des Alters fehlt, wenn die davon erfaßt wird und es in mancher Beziehung an der nötigen Ehrerbietung, an der rücksichtsvollen Schonung und Zurückhaltung fehlen läßt. So wächst leicht ein Geschlecht heran, daß sich immer weniger den natürlichen Autoritäten



unterordnet, bei dem sich leicht manche Bande frommer Scheu lösen. Weil aber die Gegenwart der Ehrfurcht wenig günstig ist, hat das Haus umso mehr die Pflicht, an seinem Teile Gefährdetes zu schützen. Früher gedieh die Ehrfurcht von selber mehr als reife Frucht eines von bestimmten, gleichmäßigen Grundsätzen geleiteten Familienlebens. Heute mangelt es häufig an der Ernsthaftigkeit und Stetigkeit einer gediegenen häuslichen Erziehung, und außerdem wirken in viel größerem Maße als früher die unendlich vielen Miterzieher auf den empfänglichen jungen Menschen ein, besonders in jenen Jahren, wo er sich zum ersten Male dem Einflusse der Familie, die sonst noch einen schützenden Wall bildet, entzogen sieht. Außerdem scheint der Zeitgeist dem Selbstbewußtsein der Jugend allzusehr entgegenzukommen. Bezeichnend ist es, daß ein neuerer Dichter den Satz formen mochte: Und wenn von Sohnespflicht zu dir dein alter Vater spricht; gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht!

Mißerfolge in der Erziehung durch Gewaltmittel zu verhindern führt meist ebenso wenig zum Ziel, wie wenn man im Gegenteil die Jugend zu übernachlässig sich selber überläßt. Durch Zwang, durch polizistische Dressur allein pflanzt man wohl Furcht, aber keine Ehrfurcht in die jungen Gemüter, man erreicht jene „feine, äußerliche Zucht“, die aber wenig Bestand und Wert hat. Kommen so erzogene junge Menschen erst in die Lage, keinen unmittelbaren Leiter mehr über sich zu haben, dann fällt das Aufgezwungene wie brüchig gewordener Firnis doch bald wieder ab.

Die Ehrfurcht ist nach ihrem ganzen Wesen etwas Freiwilliges, sie ist Hochachtung, heilige Scheu vor etwas, was sich eben durch seinen Wert selber Achtung abnötigt. Die Erziehung muß darauf ausgehen, alles, was der Hochachtung wert ist, so darzustellen, daß die Achtung davor in der Jugend von selber lebendig wird. Den Wert des Alten, das bewährte Gute, das muß ihr vor Augen gestellt werden. Überhaupt wird ein gründliches Wissen und Verstehen mit das Hauptmittel zur Pflege der Ehrfurcht bleiben; denn zum großen Teile ist Pietätlosigkeit immer auch Oberflächlichkeit und im Grunde genommen Beschränktheit und Unreife. Es ist eine alte Erfahrung, daß derjenige mit seinem Urteile viel behutsamer und sparsamer hervortritt, der eine Sache gründlich versteht. Bei unziemlichem, vorschnellem Aburteilen wird es durchaus angebracht sein, den jungen Menschen entweder zu widerlegen oder ihn auf das Unschickliche seines Betragens aufmerksam zu machen. Zum großen Teile ist die Erziehung zur Ehrfurcht nichts anderes als die Gewöhnung zur Bescheidenheit. Der junge Mensch soll lernen sich zu beherrschen, er soll warten können. Und in diesem Punkte läßt sich durch eine vernünftige Erziehung manches erreichen. Nun verlangt die Pädagogik allerdings mit Recht, daß der Zögling auch zur Persönlichkeit erzogen werde, und da entsteht



leicht der Glaube, als ob diese Forderung im Widerspruch mit der Pflege der Ehrfurcht stünde. Das ist aber irrig. Denn schon die Beobachtung, daß die ausgeprägtesten, edelsten Persönlichkeiten auch fast immer am meisten wahre Ehrfurcht bezeugen, beweist das Gegenteil.

Die Forderung: Mehr Ehrfurcht! an die Jugend ist zugleich eine dringende Mahnung an unser Familienleben. Wenn im Hause Zucht und gute Sitte keine Stätte haben, wenn das Kind die Entwertung und Bespöttelung des Guten an den Eltern und Geschwistern sieht, woher soll ihm dann selber die Ehrfurcht kommen? Nicht anders als pietätlos kann sich kaum ein junger Mensch zeigen, an dem in der Welt tausend Gleichgesinnte dieselbe Erziehung fortsetzen. Wo dagegen das Kind an seinen Eltern musterhafte Vorbilder erblickt, wo ein guter Ton, der rechte Geist im Hause herrscht, wird es schon seltener vorkommen, daß Unmaßung, Verrohung, Hinwegsetzung über die Schranken der guten Sitte bei ihm durchbrechen.

Freilich darf man in dieser Beziehung auch nicht zu schwarz sehen. Es ist in der Jugend etwas Gärendes, Ungefügiges, Stürmendes zu eigen; sie glaubt in der Regel, das Rechte und Gute zu tun, wenn sie an manchem rüttelt, woran das Alter verehrend festhält. Auf diese seelische Verfassung in den Jahren des Werdens und Reifens heißt es natürlich Rücksicht nehmen. „Da ich ein Mann ward, legte ich ab, was kindisch war.“ Diese Apostelworte treffen auf den reisenden Menschen fast immer zu. Aus unruhigem, gärenden Moste pflegt der klare, edle Wein zu reifen. Diese Wahrheit mag immerhin trösten, wenn unsere Erziehung nicht immer Erfolg hat.

Es gibt allerdings auch eine „goldene Rücksichtslosigkeit“, die der Dichter erfrischend wie Gewitter heißt. Die steht aber nur dem erfahrenen und gereiften Menschen zu, weil er weiß, wo sie ausnahmsweise am Platze ist. Die Jugend jedoch ist vor allem auf das Ziel hinzulenken, das der Dichter mit den bekannten Worten kennzeichnet: Blüte edelsten Gemütes ist die Rücksicht!

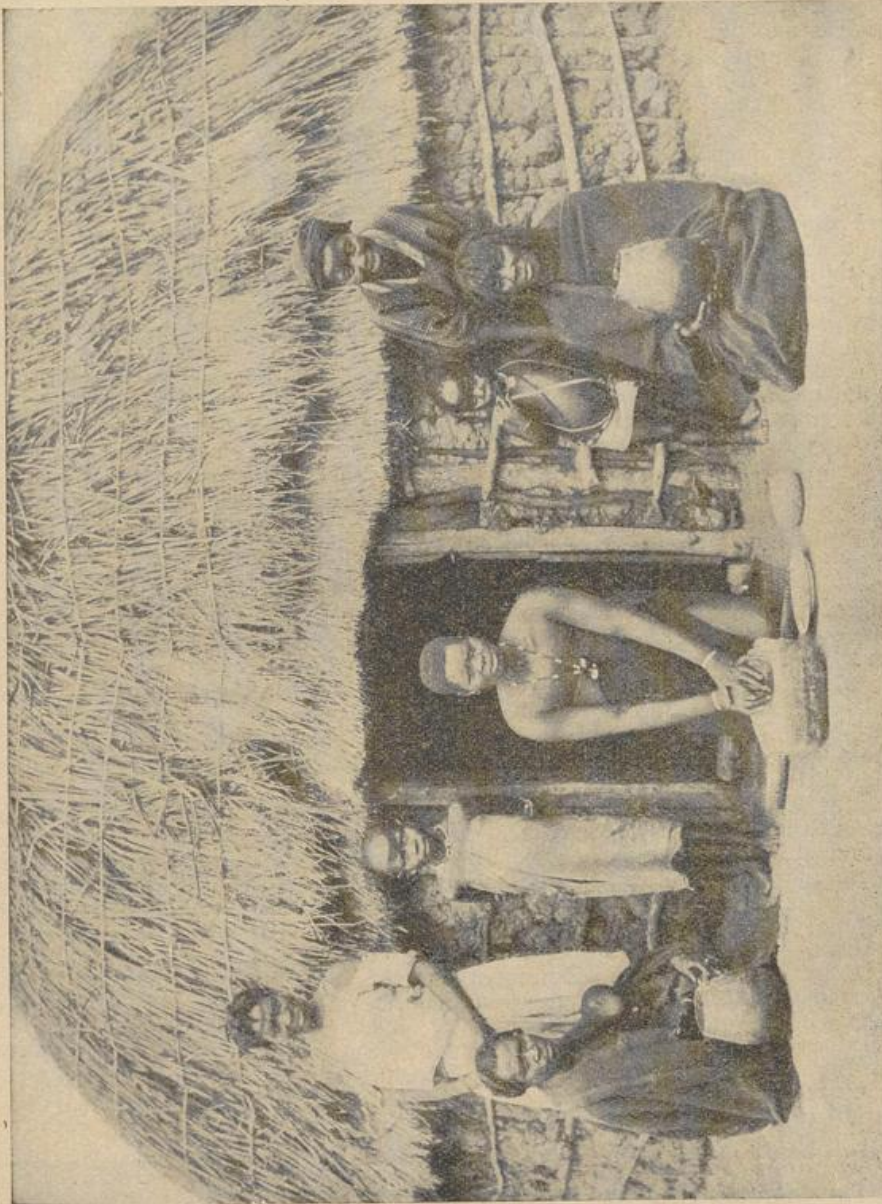
---

„Durch unsere geringen, im Verborgenen vollbrachten Werke der Liebe befehlen wir die Seelen in weiter Ferne, helfen den Glaubensboten und errichten Jesus wahrhaft geistige Wohnungen in den Seelen.“

Hl. Theresia vom Kinde Jesu

---





Gingeborene vor dem väterlichen Palast!



## Moderne Missionsmittel

Ein Missionar aus dem früheren Deutsch-Ostafrika, der schon bald 40 Jahre auf dem afrikanischen Missionsfeld arbeitet, schreibt einmal: „Die Notwendigkeit und die Nützlichkeit eines praktischen Missionsarztes steht für mich außer allem Zweifel.“ Als Beleg hierfür gibt er ein Beispiel aus seiner eigenen Missionstätigkeit. Durch eine glückliche Operation konnte er einen Häuptling vom Star befreien und ihm das Augenlicht wieder geben. Die Folge davon war, daß er in Zukunft die katholische Mission und nur diese für den Unterricht der Kinder und seiner Untertanen zuließ.

Der Mangel an ärztlichen Hilfskräften wird von manchen Missionaren bitter empfunden. So schreibt einer vom oberen Nil: „Manchmal blutete mir das Herz während meiner 10jährigen apostolischen Wirksamkeit, wenn ich infolge meiner geringen medizinischen Kenntnisse den Sitz der Krankheit nicht erforschen konnte, um sofort das richtige Heilmittel anzuwenden. Oft stand ich am Krankenlager eines Knaben oder Jünglings, dem ein kleiner, operativer Eingriff das Leben gewiß gerettet hätte. Ich konnte ihn unmöglich wagen, weil ich keinerlei medizinische Ausbildung genossen hatte. Blutenden Herzens mußte ich macht- und hilflos zusehen, wie der Kranke in der Blüte der Jahre dem Übel zum Opfer fiel, wie der Todesengel sich nahte und das teure Leben aus dem jugendlichen Leib entfloß.“

„Soll die katholische Mission“, so schreibt die Generaloberin der Missionsbenediktinerinnen nach eingehender Besichtigung ihrer Missionen in Afrika, „ihren ungeteilten Einfluß in Ungoni behalten und Peremihö zum Mittelpunkt des katholischen Lebens in dieser Gegend werden, dann müssen wir unbedingt, mehr noch als bisher an der leiblichen Wohlfahrt der Leute arbeiten können. Dies wird nur möglich sein durch opferwillige Missionsärzte und Ärztinnen. Wurde ja die Ausbreitung des Christentums von Anfang an gerade durch Ausübung der Werke der Barmherzigkeit mächtig gefördert. Sehr oft bahnten sie den Weg zur Annahme der Glaubenswahrheiten. Dies ist auch heutzutage noch der Fall. Für den Missionsarzt gibt es noch etwas Höheres als ein Pionier der Wissenschaft, ein Nothelfer der Leidenden zu sein. Seine erhabenste Freude ruht in dem Bewußtsein, daß seine Tätigkeit der Lehre unseres göttlichen Herrn die Wege und Herzen bereitet.“

Wo die missionsärztliche Tätigkeit systematisch einsetzt, bleiben die Erfolge nicht aus, mag es sich um Heiden, Mohamedaner oder auch die sonst kaum erreichbare Frauenwelt Indiens handeln. Das beweisen die bisherigen Erfolge in der kurzen Zeit, seitdem man auch katholischerseits zu diesem medizinischen Hilfsmittel gegriffen hat.

Als Ergebnis einer mehr als 70jährigen Erfahrung gibt eine protestantische Missionsgesellschaft Englands, welche die größte Zahl von Ärzten und Ärztinnen in den Missionen beschäftigt und sie geradezu als ihre Kerntruppe zur Lösung der schwierigsten Aufgaben verwendet, folgendes an: „Wenn wir uns zur Erfahrung hinwenden, so finden wir eine geradezu glänzende Rechtfertigung der ärztlichen Missionstätigkeit. Durch sie sind wir in Berührung mit Menschen gelangt, an die auf andere Weise nicht heranzukommen war; durch sie konnten wir Schranken von Aberglauben und Vorurteile niederreißen und die Menschen in größeren Scharen zu Christus hinführen als durch irgend ein anderes Missionsmittel.“

Leider sind wir Katholiken auf dem Gebiete der missionsärztlichen Fürsorge weit hinter den Protestanten zurückgeblieben; da ist es hohe Zeit, daß wir die junge katholische Bewegung, die ihren Mittelpunkt im missionsärztlichen Institut in Würzburg hat, mit allen Kräften unterstützen.

„Das Marienkind in der Heimat, das sich an dem Missionswerk nicht beteiligt, läßt ein herrliches und großes Stück im Rosengarten Unserer Lieben Frau unbekannt liegen.“

P. Meschler



## Chief Lebewu

Von Schwester Amata, C. P. S., Mariatrost

Etwa zwei Stunden von Mariatrost entfernt wohnt der Chief Lebewu. Sein Großweib starb vor einigen Jahren, erhielt aber noch die hl. Taufe und wurde auf unserem Friedhof begraben. Auch deren Tochter, ebenfalls getauft, folgte ihr bald nach. Nicht lange dauerte es, so starb ein anderes Töchterlein Emma mit Namen. Fast jedes Jahr hatte er einige Tote in seiner großen Familie. Da rief er eines Tages seine Räte zusammen und sagte: „Ihr wißt, jedes Jahr trägt man einige Tote aus meinem Kraal hinaus, die fast alle an ein und derselben Krankheit sterben, kein Arzt oder heidnischer Doktor kann helfen; so stirbt meine Familie bald aus; saget mir, was ist da zu machen?“ Alle antworteten einstimmig: „Laßt uns zum Wahrsager gehen, damit wir die Ursache erfahren.“ Bald darauf ließ der Chief den Befehl ergehen, daß alle seine Untertanen an einem bestimmten Tag vor ihm zu erscheinen hätten. Alle kamen dann an dem bestimmten Tage. Er fragte dann: „Was ist das, das meine Familie zu Grunde richtet, wer bringt alle jene um?“ Einer nach dem andern sagte: „Ich weiß es nicht, Herr.“ Darauf erwiderte er: „Nun was meint ihr, daß ich tun soll?“ „Laßt uns zum Wahrsager gehen“, riefen alle. — „Gut“ sagte der Chief, „wenn aber einige unter euch vom Wahrsager ausgerochen werden, was soll ich dann mit jenen anfangen?“ Alle antworteten: „Tage ihn weit fort von deinem Gebiet.“ Dann fragte der Chief weiter: „Werdet ihr auch das nötige Geld bringen, damit ich zum Wahrsager gehen kann?“ Alle stimmten zu. Er hieß dann alle fortgehen mit dem Befehl, an einem von ihm bestimmten Tage mit dem Gelde zu kommen. Jene aber, welche nicht kommen würden, sollten schwer bestraft werden. Nach einigen Tagen ließ er dann alle Männer und Jünglinge kommen; jeder mußte 1.50 Mk. zahlen. Dann suchte er einige Männer aus, die ihn mit seinen Räten zum Wahrsager begleiten sollten. Alle waren der Meinung, weit fort zu gehen, zu einem Wahrsager in einem anderen Bezirk. So machten sie sich denn auf den Weg zu einem Wahrsager einige Tagereisen weit fort. Der Chief sagte zu den Männern: „Sollte jemand unter euch sein, der meinen Kraal behert hat, der kehre am besten gleich zurück, denn vom Wahrsager wird er nicht mehr heimkehren, sondern dort gleich getötet werden.“

Alle mußten beisammen bleiben, keiner durfte vorausreiten. Als sie nahe zum Kraal des Wahrsagers kamen, kam ihnen dieser schon entgegen und zeigte ihnen den Platz, wohin sie sich begeben sollten und nannte dann alle mit Namen. Er wandte sich dann zum Chief und sagte: „Warum hast du alle Zauberer daheim gelassen, nur einige wenige hast du mitgebracht?“ Er nannte dann eine Menge Personen, auch einige von denen, die anwesend waren, und sagte dann: „Das



sind alle Zauberer, Herr, und streben dir und deiner Familie nach dem Leben.“ Dann erhoben sich seine Räte und riefen: „Gebt uns Speere und Stöcke und laßt uns die Zauberer umbringen!“ Drei Männer wurden tüchtig geschlagen, einer konnte nicht gleich wieder heimgehen. Der Wahrsager fragte dann den Chief, ob er möchte, daß er zu seiner Wohnung käme, er werde ihm dann alle Zauberer zeigen. Der Chief gab es zu mit der Bemerkung, alle Zauberer müßten getötet werden. Zu Hause angekommen sagte der Chief nichts von dem, was vorgefallen war. Einer von jenen Männern, der den Chief zum Wahrsager begleitet hatte und von demselben als Zauberer angegeben worden war, hatte nach dessen Aussage einen Imfene, Pavian, der ihm bei all seinen Zaubereien beistand und auf dem er wohl nachts herumritt. Am folgenden Nachmittag nun sahen die Hirtenbuben bei der Herde des Chiefs den Pavian, wie er gleich einem Kälbchen an der Kuh trank. Die Knaben eilten herbei und so zeigte derselbe dann zuerst auf sein Maul und dann auf seinen Bauch zum Zeichen, daß er Hunger habe. Er lief dann in den nächsten Kraal. Die Knaben machten Lärm und so kamen denn die Männer mit Stöcken bewaffnet und mit ihren Hunden herbei und setzten dem Pavian nach. Sie töteten ihn, nachdem derselbe fünf Hunde verwundet hatte. Er wurde dann zum Kraale des Chiefs getragen.

Der Chief rief mehrere Männer und auch den vermeintlichen Eigentümer herbei. Am folgenden Tage ließ er alle Männer und Jünglinge kommen und der Pavian wurde dann aufgeschnitten. Im Bauch des Tieres fanden sie gutes Futter, gestampften Mais und dergleichen, ein Zeichen, daß der Eigentümer wohlhabend sei. Es wurde viel Fett herausgenommen. Dann befahl der Chief, das Fleisch in Stücke zu schneiden und zu braten und alle mußten davon essen, damit der Eigentümer erkennbar werde; denn, hieß es, ißt derselbe ein Stückchen Fleisch, so kann er es nicht herunterschlucken, sondern stirbt gleich. Der vermeintliche Eigentümer verzehrte ganz gemächlich das Stück Fleisch, starb aber doch nicht.

Bald darauf kam der Wahrsager. Alle Männer und Jünglinge mußten wieder zusammenkommen, ja sogar die Frauen und Greise kamen. Eine sehr große Volksmenge war auf einer Ebene versammelt. Der Wahrsager saß hinter einer Strohmatte und rief dann eine Menge Leute als Zauberer aus. Er wandte sich zum Chief und sagte: „Jene sind es, die deine Familie zugrunde richten.“ Einige standen auf und leugneten es, zuletzt aber stimmten alle zu, was der Wahrsager sagte, da sie auf diese Weise leichter davon zu kommen glaubten. Alle wurden fürchterlich geschlagen, manche erhielten sogar große Wunden. Dann mußten alle den Bezirk des Chiefs Lebens verlassen.

Alle fürchteten den Wahrsager, weil er vorgab, von der Regierung angestellt worden zu sein. Er trieb sein Handwerk auch noch bei einem



anderen Chief, Ngamula mit Namen. Auch dort wurde ein Mann arg verwundet. Nun kam die ganze Sache zur Regierung, der Wahrsager wurde eingesperrt und der Chief Lebewu sowie der Chief Ngamula wurden vorgeladen und mit Geldstrafen belegt, die natürlich wieder die armen Untertanen zahlen mußten. Damit war die ganze Zauberei zu Ende.

## Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

(Fortsetzung)

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

Glücklicherweise hatte die würdige Matrone diese letzten Worte nicht gehört. Sie war, da sie den Anfang des Gespräches nicht verstand, hinweggeeilt und hatte den schönsten Humpen aus Steingut mit zinnernem Deckel blank gepußt. Mit ihm trat sie nun Wolfgang, der sich eben entfernen wollte, entgegen. „So dürft Ihr mir nicht fort“, rief sie; „habt doch die Gewogenheit und erweist der Fischerstube die Ehre, ein Krüglein Most hier zu trinken. Weiß zwar wohl, die vornehmen jungen Leute gehen lieber in den Ochsen oder in den Schwan da drüben; aber Ihr werdet ja gleich sehen, daß sich unser Most gerade so gut trinkt, und dann geht es bei uns auch weit gemütlicher her als anderswo, wo die gestrengen Herren vom Räte über jedes frohe Gesicht die Nase rümpfen. Ich meine hier beileibe nicht Euern Herrn Vater — ja, der läßt noch fünf gerade sein. Wenn nur alle so wären! Doch trete der junge Herr gefälligst ein; der Wunibald ist auch da, der früher beim gnädigen Herrn Vater Knecht war, ein grundbraver Kerl, schaut nur etwas gern ins Glas! Aber erzählen kann er Euch, daß einem die Haare zu Berge stehen; man könnte ihm die ganze Nacht zuhören.“

Mit solchen und ähnlichen Worten nötigte die redselige Wirtin den jungen Mann in die Wirtsstube hinein. Es war ein ziemlich niedriger, von schwerfälligen Bogen überwölbter Raum zu ebener Erde, der zugleich als Küche benutzt wurde. Auf dem Herde flackerte ein lustiges Feuer, über dem an eisernem Hafen ein Kessel hing. Rund um den Herd saß etwa ein Duzend fröhlicher Brüder, meist junge Gesellen, um einen

Graubart, dessen verwettertes Gesicht auf den ersten Blick den alten Kriegsknecht erkennen ließ. Als Wolfgang eintrat, war er gerade daran, von seinen Feldzügen zu erzählen, und alle hingen an seinem Munde.

„Von Kindesbeinen an war ich immer dabei, wo es blutige Köpfe gab; Gott verzeih' mir's, aber es liegt in meinen Knochen. Meine Mutter hat mir oft gesagt: „Wunibald, sie schlagen dir noch einmal den Schädel ein.“ He, ich habe ihn jetzt bald achtzig Jahre mit mir herumgetragen! Erst war ich in den Burgunderkriegen Anno 76 (1476) bei Murten — Donner und Doria, es war kein Kinderspiel! — und im Jahre darauf bei Nanzig, wo wir den Herzog Karl ein für allemal zur Ruhe legten. Sie haben seinen Leib erst lange nach der Schlacht gefunden. Dann kam ich gerade noch recht auf Fastnacht hier nach Zug, wo die verwegensten Gesellen aus der ganzen Schweiz beisammen waren, um am Zuge des „tollen Lebens“ teilzunehmen. Viele hundert lustige Brüder zogen wir aus und brandschakten auf eigene Faust das Waadtland und den Bischof von Genf. He, besseren Wein hab' ich mein Lebtag nicht getrunken! Drauf mußte ich meinem Vater zwölf langweilige Jahre im Handwerk helfen. Er war ein Rüser, Gott steh' ihm bei! Deshalb trink' ich auch so gern; denk' immer, es sei vielleicht aus meines Vaters Fässern. — He, Vene, holt mir noch einen Schoppen; weiß Gott, das viele Reden macht einen so durstig wie den Fisch auf trocknem Sande!“

„Wunibald, Ihr wißt es, Ihr kriegt nichts mehr auf Borgs“, sagte die Wirtin.



„Na, Alte, ich krieg' ja morgen von meinem gestrengen Herrn den Wächterlohn.“

„Der ist Euch schon verrechnet“, war die unerbittliche Antwort.

„Nun, Frau Wirtin, holt ihm noch einen Schoppen auf meine Rechnung“, sagte Wolfgang.

„Gott lohne es Euch, wer Ihr auch seid“, rief der Alte, sich nach dem jungen Manne umsehend, der bisher ruhig den Reden des alten Kriegsgesellen zugehört hatte. „Was sehe ich? Ist das nicht der junge Herr Kolin?“ rief er. „Tut mir doch die Freude und setzt Euch etwas zu mir altem Kerl. He, ich hab' Euch ja als kleinen Buben auf meinen Knien geschaukelt, hab' ich nicht?“

Lachend setzte sich Wolfgang mit an den Herd. „Wenn Euch das eine Freude macht, will ich wohl ein Stündchen hier weilen; aber Ihr müßt in Euern Heldentaten fortfahren; ich weiß schon, es geht jetzt in den Schwabenkrieg.“

„Ja, ja, in den Schwabenkrieg — da bin ich was im Thurgau und Hegau herumgezogen und habe manch schönes Dorf in Flammen gesehen. Haha, wir haben sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt und den schwäbischen Herren gezeigt, daß die Schweizer mehr können als Kuhmellen. Bei Dornach und am Schwaderloch bin ich mit dabei gewesen. Nachher litt es mich nicht mehr zu Hause; ich ließ mich vom Kardinal Schinner anwerben und hab' den ganzen Spektakel im Welschland gegen die Franzosen mitgemacht. He, ich war dabei, als der Ammann Schwarzmurer — er liegt jetzt auch schon droben bei Sankt Oswald — dem Herzog Sforza im Namen der Schweiz die Schlüssel Mailands überreichte. Und dabei hat er eine lateinische Rede getan, daß mir, obwohl ich keine Silbe davon verstand, doch die hellen Tränen in den Bart liefen, aus lauter Freud', daß wir Zuger, denen sie sonst immer die Rappen aufseken, so grundgelehrte, weise und tapfere Männer haben. Anno 13 kämpfte ich bei Novara und Anno 15 bei Marignano. Das war eine grausige Schlacht! Als es lösging, hob unser alter Ammann Werner Steiner drei Erdschollen auf, warf sie über unsere Köpfe weg und sagte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Fromme, treue und liebe Eidgenossen, hier soll unser Kirchhof sein!“ Das war noch ein frömmerer Mann als sein Bub, der

Werner, der abtrünnige Pfaff, der zum Zwingli nach Zürich hinüber gelaufen ist und sich verheiratet hat. Gleich beim ersten Anprall kriegte ich von einem Reiter den Hieb hier quer über meinen Schädel. — Da wäre der Spruch meiner Mutter schier wahr geworden.“

So erzählte der alte Kriegsgesell; da stürzte plötzlich die Wirtin mit verwirrtender Gebärde herein: „Daß sich Gott erbarme! Krieg, Hungersnot, Pestilenz werden wir noch erleben. Da schaut einmal zum Fenster hinaus!“ Hiermit riß sie den Laden auf. Die Männer eilten herbei und sahen mit Grausen einen flammenden Kometen am westlichen Himmel.

„Es ist der leibhaftige Gottseibeius“, rief der alte Wunibald sich bekreuzend. „Ich hab's von einem fahrenden Schüler. Die Kometen werden im höllischen Feuer glühend gemacht und vom Teufel selber an den Himmel gehängt.“

„Das glaub' ich Euch nicht, Wunibald“, sagte einer der Gesellen; „aber Krieg und Pestilenz mögen sie wohl bringen; das soll wahr sein.“

„Soll es etwa nochmals gegen die Züricher losgehen?“ fragte ein anderer.

„Um, kann wohl sein“, entgegnete ein junger Fischer. „Mit dem Landfrieden nehmen sie es nicht so genau.“

„Meint Ihr die Unsern oder die andern?“ forschte ein stämmiger Burche.

„Se nun“, erwiderte der Gefragte, „die Schuld wird wohl auf beiden Seiten sein. Man munkelt ja von einem neuen Bündnisse zwischen unseren gestrengen Herren und Papst und Kaiser.“

„So“, brummte der alte Wunibald, „und der gemeine Mann soll die Suppe wiederum ausessen, die uns die hochweisen Herren einbrocken —“

Aber mit einem ängstlichen Blicke auf Wolfgang, der alles ruhig mitanhörte, fuhr die Wirtin dazwischen: „Was sind mir das für Reden! Doch jetzt muß ich die Wirtschaft schließen; da bläst der Wächter zehn Uhr — und daß ihr mir nichts gegen unsere gnädigen Herren vom Räte sagt!“

Die Männer gingen auseinander. Der feurige Komet warf noch eine Zeitlang seinen roten Schimmer über die wie im Traume gebannten Wellen des Sees; dann senkte er sich langsam hinter die westlichen Berge. In den Gassen des Städtchens wurde es stille.

Im Kolinschen Hause aber wollte der Schlummer noch nicht einkehren. Der



Bannerherr ging noch lange in seinem Schlafgemache auf und ab. „Ich fürchte“, sagte er zu sich selbst, „meine Strenge hat mir das Herz Wolfgangs entfremdet. Aber ich muß die Bande zerreißen, die ihn an Zürich fesseln.“

Hedwig kniete in ihrem Kämmerchen vor einem Bilde der lieben Mutter Gottes und betete und weinte. Der Vater

hatte ihr alles gesagt. „Mutter“, flehte sie, „auch er ist ja dein Kind: laß ihn nicht verloren gehen!“

Auch Wolfgang lag lange ruhelos auf seinem Bette. Er hatte am heutigen Tage zwar nicht den ersten, wohl aber den ersten bewußten Schritt auf einem abschüssigen Pfade getan.

#### IV. Verstoßen

Wochen und Monate vergingen. Das neue Jahr kam und neigte sich seinem Ende zu mit mancher lauten Freude und mancher stillen Träne, hoffnungsvoll und zukunftsang, wie schon so viele Jahre über diese Erde dahingegangen sind, seitdem sie von irrenden und sünnenden Menschen bewohnt wird.

Das verhängnisvolle Jahre 1531 war bereits angebrochen. Die politischen Verhältnisse der Schweiz erreichten die höchste Spannung. Der Landfrieden von 1529 hatte das Feuer der Zwietracht nicht völlig auszulöschen vermocht; es glühte unter der Asche fort. Und nun blies schon seit langem der heftige Züricher Reformator in diese Glut und schürte, daß mit jedem Augenblicke die Flamme des Krieges lichterloh empor schlagen konnte. Die katholischen Kantone bemühten sich, den Frieden zu halten: aber freilich, aufreizende Schmähreden fielen von hüben und drüben. Als dann das blutige Gespenst des Krieges immer deutlicher vor sie trat, suchten sie im Gefühle ihrer Schwäche den mächtigen reformierten Kantonen gegenüber einen Halt an Kaiser Karl V., an Papst Klemens VII. und an dem Herzoge von Mailand. Das Bündnis wurde in aller Stille angebahnt, blieb aber doch nicht so geheim, daß Zürich davon keine Kunde erhalten hätte. Das und einige Streitigkeiten in den Vogteien, welche von Zürich und den katholischen Kantonen gemeinsam verwaltet wurden, hätte beinahe den Krieg zum Ausbruche gebracht. Am guten Willen Zwinglis fehlte es wahrlich nicht; aber die gemäßigte Partei in Zürich war noch zu stark. Von einem bewaffneten Überfalle wollte man nichts hören; man beschränkte sich darauf, eine Proviantsperrre gegen die katholischen Kantone anzuordnen. Am 16. Mai 1531 wurde diese verhängt. Durch Hunger, so hoffte man, würden die Hirten willig werden; wenn nicht, so falle doch wenigstens das Gefährliche des Friedensbruchs

auf die Waldstätte. Die Maßregel war für die inneren Kantone, welche ihr Getreide zumeist aus Schwaben über Zürich bezogen, äußerst empfindlich und mußte das eine oder andere zur Folge haben.

Gespannt war mithin die Lage nach außen, und ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse im Hause des Bannerherrn.

Wolfgang war auf dem betretenen Pfade weit vorangeschritten, weiter, als er von Anfang auch nur zu denken gewagt hätte; nur eines — so meinte er wenigstens, — seinen Glauben, hielt er noch fest umschlungen. Sein Herz hatte sich mit der ganzen Glut einer Leidenschaft, die man in Fesseln schlagen will, an Agnes hingegeben und im gleichen Grade von seinem Vater losgesagt. Betrachtete er ja denselben mit Unmut als den Störer seines Glückes. Selbst seine treuliebe Schwester, erst mit ihren Bitten und Tränen, dann mit ihrem sanften, milden Wesen, war ihm als ein beständiger Vorwurf lästig und unlieb geworden.

Wie war das alles gekommen?

Kurze Zeit nach der Einladung zur Weinlese, die Wolfgang auf Befehl des Vaters ablehnen mußte, hatte er wieder ein Briefchen aus Zürich erhalten. Einige Tage darauf war der erste Schnee gefallen. Da langte der Jüngling seine Armbrust mit dem stählernen Bogen von der Wand, schnallte sich den Köcher fest und sagte zu seiner Schwester: „Hedwig, ich gehe jagen. Sei unbesorgt, wenn ich heute Abend nicht heimkehre. Ich gehe ins Lorzentobel und nach der Baarerburg und werde vielleicht in der Obermühle übernachten.“ Wolfgang hatte aber nicht gewagt, seiner Schwester bei diesen Worten in das klare Auge zu sehen.

Er ging. Im Breitholz traf er frische Spuren von Rehen, aber er beachtete sie kaum; wie er sich der Siehl näherte, sprang ein Hirsch quer über seinen Pfad, ein stolzer Zwölfender, und floh unter



den mit Schnee beladenen Ästen des Hochwaldes dahin — er setzte ihm nicht nach. Bald hatte er die Grenze des Kantons hinter sich; rüstig schritt er für-  
baß, und am Nachmittag stand er in Zürich vor Edlibachs Hause.

Wer schildert die Freude der alten, ehrlichen Regula! Und Agnes tat so lieb und gut und übte einen solchen Zauber auf das betörte Herz des Jünglings, daß ihm der letzte Rest besonnener Überlegung entschwand. Edlibach sah es und beschloß, das glühende Eisen zu schmieden.

Am Abend fand eine längere Unterredung zwischen Wolfgang und dem Patrizier statt, in welcher der Jüngling förmlich um Agnesens Hand anhielt. Je wärmer aber Wolfgang sprach, desto kühler und besonnener antwortete der Züricher. Der Patrizier setzte ihm auseinander, wie es allerdings eine Zeit gegeben habe, in welcher es sein Wunsch gewesen wäre, Agnes dem Sohne seines Freundes zu vermählen; — dank dem Starrsinne des alten Kolin sei aber diese Zeit vorüber. Dann fragte er, ob sein Vater überhaupt jemals einwilligen werde, daß er eine Zwinglianerin eheliche. Wolfgang mußte es verneinen. „Aber sie wird meinem Vater eine liebe Schwiegertochter sein“, sagte er, „wenn sie zum alten Glauben zurückkehrt, und dem steht ja nichts im Wege, falls sie mit mir nach Zug hinüberzieht.“

„Ich will dir einen andern Vorschlag machen“, sagte der Patrizier. „Statt daß meine Tochter zu euch nach Zug gehe, lade ich dich ein, daß du zu uns nach Zürich übersiedelst und den reformierten Glauben annehmest — willst du?“

„Edlibach, Edlibach!“ rief der Jüngling, „führt mich nicht so in Versuchung! Alles will ich für eure Agnes tun, aber laßt mich bei meinem Glauben.“

Der Ratsherr schien bewegt. „Es sei“, sagte er nach einer Pause. „Behalte einstweilen deinen Glauben. Aber eine andere Bedingung will ich dir stellen; wenn du sie erfüllst, so mag Agnes mit dir nach Zug gehen.“ Und er erzählte dem Jünglinge, daß die Waldstätte schon wieder auf Bruch des Landfriedens sännen. Zürich sei wohl berichtet, daß es sich abermals um einen Bund gegen das evangelische Wesen, und zwar diesmal mit Kaiser und Papst, handle. Wolfgang müsse sich diesen bundesbrüchigen Unterfangen entschlossen widersetzen; er solle mehr auf das Wohl der Schweiz

als auf das Urteil seines Vaters geben.

Dann zog der Patrizier ein Papier aus einer Truhe hervor und las ihm eine Reihe von Namen. „Die alle“, schloß er, „und wohl noch mehr, sind mit dem jetzigen Regimente in Zug unzufrieden. Sammle sie im stillen um dich, vermehre ihre Zahl, zwinge eure Räte im entscheidenden Augenblicke, den wir bezeichnen werden, den Landfrieden zu halten, und rette so das Vaterland. Dann soll Agnes dein sein.“

So sprach der schlaue Mann, und der Jüngling sagte „Ja und Amen.“ Hätte er das seine Lächeln verstanden, das die Lippen des Patriziers umspielte, als sie zur Befräftigung die Hände ineinander legten — Wolfgang würde sich, seinem biederem Vater und seiner treuen Schwester manche schwere Stunde erspart haben. So aber hat die Leidenschaft sein Auge geblendet.

Von dem Tage an war Wolfgang ein anderer. Die giftige Pflanze unseliger Abneigung gegen seinen Vater, in dem er den Feind seiner Wünsche und seiner Heimat erblickte, trieb ihre Wurzeln immer tiefer in sein im Zauberbanne der Leidenschaft schmachtendes Herz. Er schritt zur Durchführung des mit Edlibach besprochenen Planes. An Freunden der Reformation fehlte es nicht. Gleich im Anfange predigten drei Geistliche, Bartholomäus Stocker, Werner Steiner und Iodokus Müller, ebenso heiterslustig wie Zwingli, die neue Lehre vom lautern Gotteswort. Der Rat verwies sie aus Stadt und Amt, und als ihre Anhänger ihnen zur Predigt nach Kappel und an den Züricher See nachliefen, kam ein strenges Ratsverbot. Das eine wie das andere hatte böses Blut gemacht, und der Unzufriedenen gab es in der Sat nicht wenige.

Unter den von Edlibach genannten befanden sich auch fast sämtliche Gesellen, die Wolfgang an jenem Abend in der Fischerstube getroffen hatte. Er besuchte nun häufiger diese Schenke, war freundlich und leutselig, ließ auch manche Kanne auf seine Kosten aus dem Keller holen, sang ein fröhliches Lied und strich die Weisheit und Macht der Herren von Zürich heraus. Das wirkte: bald fielen bissige Reden gegen die regierende Partei, und wie es doch besser wäre, sich dem allzeit mächtigen und reichen Zürich anzuschließen als den armen Hirten der Urkantone. So legte eines Abends der alte Wunibald los, und als der Sohn des Bannerherrn diese Rede nicht krumm



nahm, brach das Eis völlig. Es war nun Wolfgangs Sache, die entfesselten Wogen dem gewollten Ziele zuzulenken. Der junge Patriot tat es nicht ungeschickt, indem er seine politische Ansicht darlegte: Festhalten vor allem am Landfrieden und kein Bündnis mit dem Auslande. Die Sache hat ihr Verlockendes, und Wolfgang beschloß bei der nächsten Landgemeinde den Sturmangriff gegen die Ansicht seines Vaters zu wagen. Da kam plötzlich die Proviantsperrre und vernichtete seine Hoffnung. Die Berechnung Zürichs, so das Volk der katholischen Kantone gegen seine Obrigkeiten zu heizen, schlug nämlich ganz fehl; der Unwille richtete sich vielmehr gegen die Urheber dieser verhassten Maßregel.

Wolfgang eilte unter einem Vorwande nach Zürich, um mit Edlibach Rücksprache zu nehmen. „Alles war im besten Gange“, sagte der Jüngling unmutig; „ich setze meinen Kopf, die Kantone hätten es nicht gewagt, den Landfrieden zu brechen, und nun kommt Ihr mit dieser unseligen Sperre und treibt die Leute zum Krieg.“

Der Patrizier suchte die Achseln, sagte aber nicht, daß ja der Krieg es gerade sei, was das übermütige Zürich wolle. Man müsse das mögliche tun, um großes Blutvergießen zu verhüten, erklärte er Wolfgang, und dazu sei es nötig, daß Zürich von den Absichten der Kantone genau unterrichtet werde.

Agnes sah Wolfgang damals nicht; sie hatte mit viel fröhlichem Volke eine Maijahrt nach Baden gemacht; der Junfer Frei war mit ihr. So hatte ihm die alte Regula erzählt. Das verdross ihn nicht wenig, aber spornete ihn auch an, nach Edlibachs Willen zu handeln; übrigens mißtraute er dem Patrizier keinen Augenblick.

In den letzten Wochen des Herbstmonats erreichte die Spannung zwischen Zürich und den Kantonen ihren Höhepunkt. Fast Tag für Tag waren die Abgeordneten auf Tagsatzungen zusammen. Man hoffte, das mächtige Bern von dem unbilligen Vorgehen Zürichs überzeugen zu können. Dann hieß es wieder, der König von Frankreich wolle vermitteln. Inzwischen wurde die Proviantsperrre immer drückender.

Da versammelten sich am 9. Weinmonat zum letzten Mal die Boten der katholischen Kantone auf einem Tage zu Brunnen. Feierlich wurden die alten Bundesbriefe verlesen. Dann erhob sich

der Vorsitzende, Landammann Gilg Richmuth von Schwyz, und fragte die Gesandten auf ihren Eid, was Rechtens sei. Einhellig wurde der Beschluß gefaßt, die Waffen zu ergreifen, mit männlicher Tat den alten Glauben zu schirmen und so entweder mit Gott zu siegen oder für ihn zu sterben. Auf die Hilfe des Kaisers, der ferne in Brabant weile, könne man nicht warten. Der Papst hatte ihnen zum Beweise seines guten Willens zweihundert welsche Büchsenhüzen geschickt.

Am Abende desselben Tages saßen Wolfgang und Hedwig zur Zeit der Dämmerung im traulichen Gespräche zusammen. Der Jüngling war herzlich und brüderlich, wie er seit Jahr und Tag gegen seine gute Schwester nicht gewesen. Hedwig hatte es verstanden, Saiten anzuschlagen, die mit einem milden und doch erschütternden Klange in der Brust des Bruders widerhallten; die ganze Jugendzeit mit ihren unschuldigen Freuden war in einzelnen Bildern vor seine Seele getreten. Sie hatte ihm von dem Tage der ersten heiligen Kommunion erzählt und ihn an das Verschen erinnert, dessen erste Zeilen ihm die selige Mutter, auf ein Band gestickt, zum Andenken gab. Es lautete:

„Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein:  
O Jesu, Gott und Heiland mein!  
Du bist in mir, ich bin bei dir —  
Daß es so bleibe für und für!  
Du bist die Rebe, durch die ich lebe  
Und so nur süße Früchte gebe.  
Du bist die Ähre, so mich ernähren,  
Daß ewig meine Wonnen währen.“

Dann kam Hedwig auf die erschütternde Stunde zu sprechen, da ihre liebe Mutter von einem plötzlichen Krankheitsfalle ihnen entzissen wurde. „Erinnerst du dich, lieber Wolfgang, wie der Vater uns weinend dort in die Kammer hinein an ihr Sterbebett führte; wie wir niederknieten und die liebe, gute Mutter mit Weihwasser uns das heilige Kreuz auf Stirne, Mund und Brust zeichnete; wie sie uns sagte, sie gehe nun in den Himmel, die liebe Mutter Gottes werde in Zukunft unsere Mutter sein, und wie wir ihr versprechen mußten, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne zur ihr im Gebete unsere Zuflucht zu nehmen? Du warst damals etwa zwölf Jahre alt und gingst bald darauf nach Zürich: hast du dieses Versprechen auch gehalten?“

„Ja, Hedwig, ich erinnere mich keines Tages, an dem ich nicht zu Maria gebetet hätte“, sagte der Bruder.



„Gott sei Dank!“ rief das Mädchen. „Ach, Wolfgang, du weißt nicht, was ich deinetwegen schon ausgestanden. Du bist so kalt gegen den Vater; — glaube nur, er fühlt es und fühlt es tief, auch wenn er den Schmerz in seiner Brust verschlossen hält. Neulich fand ich ihn hier, wie er vor dem Kreuze betete und weinte, und es war deinetwegen. Und dann munkeln die Leute allerlei; es sollen Zusammentünfte in der Fischerstube stattfinden, wo alle zwinglich Gesinnten zusammentreffen, und du seiest auch dabei.“

„Laß dir das Gerede der Leute nichts kümmern, Hedwig! Und was den Vater angeht, was kann ich dafür, daß er — Doch wer pocht so heftig an die Haustür?“

Hedwig war bereits an das Fenster geeilt und rief: „Es ist der Vater!“ Es war in der Tat Kolin. Erschöpft von dem scharfen Ritte, trat er in die Stube und ließ sich, den Schweiß von der Stirne trocknend, auf den Stuhl nieder, den ihm sein liebes Töchterlein mit linker Hand herbeirückte.

„Hedwig, bist du bereit, Gäste aufzunehmen?“ fragte er. „Die Banner unserer katholischen Freunde werden morgen hier eintreffen, und da wird unser Haus und das Städtchen übertoll werden.“

„Die Banner hier — wozu?“ fragte Wolfgang betroffen.

„Es gilt den Kampf für unsern Glauben und unsere Unabhängigkeit“, antwortete der Bannerherr. „Morgen früh wirst du gewappnet mit ausziehen.“

„Also offener Landesfriedensbruch! Ich ziehe nicht mit aus“, lautete die rasche Antwort des Sohnes.

Sprachlos schaute ihn der Vater einen Augenblick an; dann scholl seine Stirnader, und wie Wetterleuchten zuckte es aus seinen Augen. Hedwig sah den Ausbruch des väterlichen Zornes und wollte ihn beschwichtigen. Aber Kolin sagte: „Sei still, Kind, und laß mich mit dem da allein.“ Die Schwester warf beim Weggehen einen bittenden Blick auf den Bruder; er wurde aber nicht beachtet.

„Du willst nicht mit uns ausziehen“, hob der Bannerherr wieder an, „für unsern alten Glauben und unser gutes Recht? Du willst dich also offen auf die Seite der Vaterlandsverräter stellen?“

Der Jüngling erwiderte trozig: „Nicht ich bin ein Verräter; nicht ich habe die Schweiz an Kaiser und Papst verraten!“

„Schweige, Knabe!“ rief der Vater zitternd vor Aufregung. „Du wirst mich nicht belehren wollen, was einem biederem Schweizer ziemt, du, der du um eines Mädchens willen deinen Vater und dein Land, deinen Glauben und deine Ehre verlassen hast! — Doch es ist gut, daß es zwischen uns klar wird. Es hing schon lange wie eine Wetterwolke über uns — aber daß es so sich entladen werde, hatte ich doch nicht geglaubt. Du willst also nicht mit ausziehen?“

„Nein.“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Ja — aber hört, Vater —“

„Nenne mich nicht mehr Vater! Ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn. Ein Verräter an seinem Lande und an seinem Glauben kann mein Sohn nicht sein. — Gehe mir aus den Augen! Verlasse Zug und sage es drüben Eblibachs Tochter, sie habe einen Verräter aus dir gemacht; sage ihr, über mein Grab hinweg seiest du ihr nachgelaufen. Gott, o Gott! Diese Schande werde ich nicht überleben!“

Aberwältigt von seinem Schmerze, sank er auf den Stuhl nieder. Wolfgang erschraf; er meinte, seinem Vater sei ein Unfall zugestoßen, und wollte ihm helfen. Aber der Vater stieß ihn entrüstet von sich mit den Worten: „Verlasse mein Haus und komme mir nicht mehr unter die Augen!“

Der Jüngling wandte zur Tür hinaus. Auf der Schwelle begegnete er Hedwig. Aber es war ihm unmöglich, ihr zu antworten; krampfhaft drückte er ihr die Hand, riß sich los und stürzte hinaus in die dunkle Herbstnacht.

Hedwig wußte nicht, wie ihr geschah. Sie eilte in die Stube und fand dort den Vater in Tränen vor dem Kreuze. „Um des Himmels willen, was hat es gegeben?“ rief sie mit zitternder Stimme.

„Komm, Hedwig, knie mit mir nieder; du hast keinen Bruder mehr, ich keinen Sohn mehr.“

„Vater, Vater! Ihr stießt den Wandenden von euch und treibt ihn mit Gewalt hinüber nach Zürich; was soll aus seiner Seele werden?“

„Er hat den Glauben verleugnet“, sagte zitternd vor Aufregung der Bannerherr.

„Nein, das hat er nicht“, rief das Mädchen, „dafür bürgе ich! Nur seine politischen Anschauungen sind irregeleitet. Er darf nicht so nach Zürich



hinüber, sonst freilich ist alles zu fürchten. Ruft ihn zurück!“

„Ich kann nicht; er weigert sich, mit auszugehen, und so würde ich geködigt sein, ihn als Fahnenflüchtling zu behandeln.“

„O lieber will ich ihn im Sturme wissen als jetzt in Zürich; so bekommt er Zeit zur Besinnung, und eine Strafe hat er schon verdient“, rief Hedwig entschlossen.

„Du hast recht, Mädchen“, antwortete der Vater und eilte fort, dem Baarertore zu.

Dort rief er aus der Torstube einen der Stadtknecht und fragte ihn, ob sein Sohn hier durch sei. Es wurde verneint. Dann zog er den Wächter in den Schatten des Torweges und redete leise mit ihm. „Habt Ihr mich verstanden?“ schloß er, „Ihr sollt jeder einen Kronentaler erhalten, wenn alles wohl und im geheimen ausgeführt wird.“

„Soll alles nach Wunsch des gestrenghen Herrn geschehen — aber wo sollen wir den jungen Herrn hinlegen?“

„Da hinauf“, sagte Kolin, auf den Torturm zeigend, „in die Kammer unter dem Uhrwerke. Der alte Wunibald mag ihn verpflegen. — Es soll ihm nicht hart gehen; nur seine Freiheit muß er ein paar Tage entbehren.“

Der Bannerherr ging, und der Wächter trat in die Torstube, um seinen Gefellen den Auftrag mitzuteilen.

Eine Viertelstunde später kam Wolfgang des Weges. Nachdem ihn sein Vater verstoßen hatte, war er wie betäubt durch einige Gassen geirrt. Auf einmal

fand er sich, er wußte nicht wie, vor der Fischerstube. Es ging drinnen noch laut her, und er hörte bekannte Stimmen. Einen Augenblick kam ihm der verzweifelte Gedanke, die Gefellen zum offenen Aufruhr aufzufordern; aber er fühlte sofort das Wahnsinnige eines solchen Unterfangens. Was sollte er tun? Es wurde ihm klar: nur zwei Wege lagen ihm offen — entweder zurück zu den Füßen seines Vaters oder vorwärts, fort für immer. Die Leidenschaft entschied für letzteres.

„Meister Michell! schließt mir das Pförtchen auf“, sagte Wolfgang, an die Torstube pochend.

„Seid Ihr es, Herr Kolin?“ rief der Gerufene, „werde gleich kommen — jetzt seid flink zur Hand“, sagte der Torwart dann zu den Gefellen.

Der Wächter kam mit dem Schlüsselbunde; aber wie er sich anschickte, die Querbölzer zurückzuschieben, fühlte sich der Jüngling plötzlich von sehnigen Armen umschlungen, und ein Tuch, auf den Mund gepreßt, benahm ihm Stimme und Atem. Der Wächter öffnete statt der Torpforte die Turmtür, und der Gefangene wurde die Wendeltreppe hinauf mehr getragen als gedrängt. In der Turmkammer nahm man ihm das Tuch von dem Munde.

„Wer hat euch das Recht gegeben, mich zu verhaften?“ rief bebend vor Zorn der Jüngling.

„Greifere sich der junge Herr nur nicht“, war die Antwort, — „sein gnädiger Herr Vater!“

(Fortsetzung folgt).

### Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus“ wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neu-geweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.



## Gebetserhörungen

Kosel H. H.: Innigen Dank für die edle große Gabe von Fr. . . . zum besten der Mission. Gott der Allgütige lohne es Ihnen mit zeitlichen und ewigen Gütern.

Wintersdorf: Herzlichen Dank dem hl. Joseph für schnelle Hilfe in einem Gemütsleiden.

Herzlichen Dank der Mutter Gottes dem Herzen Jesu, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus, hl. Theresia v. K. I., hl. Anna, dem hl. Joseph, den hl. 14 Nothelfern und den armen Seelen für Hilfe in einer Krankheit.

Dank den armen Seelen für erlangte Hilfe.

Voppellau: Tausendfachen Dank dem hlgt. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und hl. Antonius von Padua für Hilfe in einer schweren Krankheit des Vaters.

S. M. Tausendfachen Dank dem hl. Vater Joseph und der fl. hl. Theresia für auffallende Hilfe in einem Anliegen, mit der Bitte um weiteren Segen.

Albstadt: Tausendfachen Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria, den lb. armen Seelen, dem hl. Judas Thaddäus, der fl. hl. Theresia, der hl. Gertrud für Erhörnung in mehreren Anliegen.

R. Kr. Ufingen: Eine Vergißmeinnichtleserin sendet Beitrag zur Taufe eines Heidenkinds zum Danke für Gebetserhörnung in schweren Anliegen.

Wewelsburg: Herzlichen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Erhörnung.

Düsseldorf: Innigen Dank dem hl. Antonius für Erhörnung, zugleich der Beitrag für ein Heidenkind.

Herne, N. N.: Innigen Dank dem hlgt. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, der hl. Mutter Anna und den armen Seelen für glücklich überstandene Geburt.

Oberholz: Der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. I. sei inniger Dank für Hilfe in schwerem Anliegen.

Wasserbillig: Dem hlgt. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes von Lourdes und dem hl. Joseph sei Dank für Erhörnung in drei schweren Anliegen.

Oberhausen: Von N. N. Mark . . . Almosen als Dank für Erhörnung in mehreren wichtigen Anliegen.

N.: . . . Mark als Dank, für glücklich verlaufenen Umzug, und sonstige Verhältnisse. Veröffentlichung war versprochen.

D.: Als Dank für Erhörnung in schwerer Krankheit (Lungenleiden), Beitrag zu 3 Heidenkindern.

Marktbreit: Herzlichen Dank dem hl. Wendelinus, dem hl. Antonius und dem hl. Joseph für erlangte Hilfe im Stall. Veröffentlichung und Antoniusbrot war versprochen.

Tauberrettersheim: Durch die Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius und der fl. hl. Theresia bin ich von einer schweren Krankheit geheilt worden.

Herzogenaurach: . . . Mark Almosen als Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Ulmendingen: . . . Mark Missionsalmsen. Das hlgt. Herz Jesu und der hl. Joseph haben geholfen in Geschäftsanliegen und werden weiter helfen.

Ungenant: . . . Mark Antoniusbrot erhalten, herzliches Vergelts Gott hierfür.

Karlsruhe: Herzlichen Dank; Veröffentlichung war versprochen. Der hl. Antonius und der hl. Joseph haben geholfen. Beitrag für ein Heidenkind.

Mannheim-Räfertal: Innigen Dank dem hlgt. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Antonius für Hilfe in verzweifelter Angelegenheit. Mark . . .

Altenstadt: . . . Mark erhalten. Herzliches Vergelts Gott.

Waldbitten: Dank der hl. Theresia v. K. I., dem hl. Judas Thaddäus und allen Heiligen für Gebetserhörnung.

Hauenebentein: Gabe Mark . . . als Dank für Genesung in schwerer Krankheit, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia herzlichen Dank.

Würnberg: Den Betrag von . . . Mk. erhalten. Inniges Vergelts Gott hierfür. Innigen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Antonius, hl. Joseph und der fl. hl. Theresia v. K. I. für Hilfe in großem Anliegen.

Weinberg: . . . Mark Almosen als Dank dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.  
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Würzburg, Meißner Ring 3  
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimsingen, Bahr.-Schw.



### Was man vergessen soll.

1. Erlittenes Unrecht, damit die Wunde nicht ewig blutet.
2. Erwiesene Wohltaten, damit man sich vor Enttäuschungen bewahrt.
3. Bezahlte Steuer, damit man nicht immer schmerzlich zahlt.
4. Verlorenes Kapital, damit man nicht unfähig wird, sich des Erhaltenen zu freuen.
5. Harte Jugend, damit man nicht die Sonne aus seinem Leben verbannt.
6. Frühe Tage, damit die Nebel der Trübsal nicht ständig uns den frohen Blick in die Zukunft hindern.
7. Vereunte Sünden, damit wir nicht die Barmherzigkeit Gottes stören.
8. Die Schwäche eines Starken, damit wir ihn nicht zum Jorne reizen.
9. Able Erfahrungen, damit man nicht den Glauben an die Menschheit verliert.
10. Unerfüllte Wünsche, damit wir nicht an dem gegenwärtigen Guten den Geschmack verlieren.
11. Alles, was nicht wert ist, daß man es behält, damit man aus seinem Gehirn keine Rumpfkammer macht.

**Export aus der Union in Südafrika im Jahre 1927.** Von über 35 000 00 Schafen, die in der Union sind, wurden 2 000 000 Zentner Wolle exportiert.

An getrockneten Früchten wurden 3777 Tonnen von je 1 000 Kilogramm exportiert. Orangen 54 771 Tonnen.

Die Maisernte beträgt je nach den Jahren zwischen 15 000 000 und ca 26 000 000 Sack. Von dieser Ernte werden etwa 11 500 000 Sack im Lande verbraucht, der Überschuss exportiert.

Andere Ausführprodukte sind: Erdnüsse, Zucker (Rohrzucker), Gerbrinde, Baumwolle, Straußenfedern, Häute, Mohair, Wolle, Tabak, Eier, Käse, Butter, verschiedene europäische Obstsorten werden in großen Quantitäten nach Europa geschickt, weil dieselben in Südafrika reifen, wenn in Europa keine mehr vorhanden sind.

**Städte mit über 5 000 weißen Einwohnern in der Union von Südafrika.**

Capetown	113 027
Johannesburg	168 545
Pretoria	42 456
Port Elizabeth	29 418
Durban	53 347
Bloemfontein	20 037
Pieter Maritzburg	19 180
East London	18 643

Germiston	16 545
Kimberley	16 287
Benoni	14 899
Krugersdorp	14 542
Voksburg	12 144
Potchefstroom	9 336
Brakpan	8 450
Uitenhage	8 121
Roodepoort	7 217
Grahamstown	7 652
Paarl	6 678
King Williamstown	6 444
Oudshoorn	5 649
Springs	5 363

Man beachte aber, daß dies die Zahlen der weißen Einwohner sind, denn in den Goldminen zu Johannesburg wohnen allein 200 000 Schwarze. Eine jede Stadt aber hat eigens absetts gelegene Quartiere für die schwarzen Arbeiter mit ihren Familien.

**Die mathematische Stadt.** Es gibt, wie Bienstock und Curnonsky in ihrem Buch „Le Livre de Chevet“ erzählen, eine französische Stadt namens Albert, über die ein statistisches Amt folgende exakte Feststellungen gemacht hat: „Die Stadt Albert, die auf dem 50. Breitengrade liegt, ist genau 5555 Kilometer, 55 Meter und 56 Zentimeter vom Äquator entfernt und genau 4444 Kilometer, 44 Meter und 44 Zentimeter vom Nordpol.“

**Was versteht man unter einem Schoppen?** — Schoppen war früher ein offizielles Flüssigkeitsmaß, etwa der halben Weinflasche entsprechend, gewöhnlich ein Viertel der „Maß“. 1868 bis 1884 war Schoppen die Bezeichnung für einen halben Liter. Der Ausdruck entstand im 16. Jahrhundert und hängt wahrscheinlich mit Schöpfen zusammen.

**Was ist Kommunismus?** Nach alten Versen von 1852 ergänzt.

Was unter Kommunismus man versteht?  
 Wenn keiner dem andern aus dem Wege geht  
 Wenn jeder befiehlt und keiner sich fügt,  
 Wenn keiner wahr ist und jeder lügt,  
 Wenn keiner was weiß und jeder lehrt,  
 Wenn alle schreien und keiner hört,  
 Wenn keiner mehr etwas lernen will,  
 Wenn niemand mehr strebt nach höherem Ziel,  
 Wenn keiner was ist und jeder sich prahlt,  
 Wenn keiner was hat und niemand zahlt,  
 Wenn jeder schneidet und keiner sät,  
 Wenn jeder zerreißt und keiner näht,  
 Wenn keiner forstet und jeder schlägt,



Wenn jeder jaget und keiner hegt,  
 Wenn jeder vor jeder Arbeit sich drückt,  
 Und keiner sich schaffend zur Erde bückt,  
 Wenn jeder tanzen will, keiner spielt,  
 Wenn keiner kaufen will, jeder stiehlt,  
 Wenn jeder zerstört und keiner baut,  
 Wenn jeder trinkt und keiner braut,  
 Wenn keiner was hat und jeder verzehrt,  
 Wenn nichts mehr in Ordnung und alles  
 verkehrt,  
 Wenn jeglicher zu erreichen eilt,  
 Daß wer mehr hat, gleich mit ihm teilt,  
 Wenn jeder in deine Wohnung geht,  
 Und mitnimmt, was nicht gemauert steht,  
 Wenn jeder sich deine Rosen pflückt,  
 Und jeder mit deinen Kleidern sich  
 schmückt,

Wenn jeder in Not zieht, was lieb dir  
 und wert,  
 Wenn jeder dein eigenes Weib begehrt,  
 Wenn keiner mehr je dem andern traut,  
 Und jeder stets mißtrauisch um sich  
 schaut,  
 Wenn keiner des anderen Ehre mehr  
 acht,  
 Wenn jeder Zucht und Sitten verläßt,  
 Wenn alles ruiniert ist, was einst war  
 Kultur,  
 Vernichtet von allem Vernünft'gen die  
 Spur,  
 Dann, lieber Mitbürger, daß du es weißt,  
 Dann triumphiert der kommunistische  
 Geist!

### Gebetsempfehlungen

Saarlouis: Eine eifrige Vergißm.-Le-  
 serin bittet um das Gebet zum hl. An-  
 tonius, zum hl. Iud. Thaddäus und der  
 hl. Theresia v. K. I. um Wiederlangung  
 der Gesundheit. Bei Erhörung verspre-  
 che ich Veröffentlichung sowie den Bei-  
 trag zur Taufe eines Heidenkinds.

Emmerich: Bitte um das Gebet zur  
 hl. Familie und zum hl. Antonius um  
 Wiedererlangung einer Lebensanstellung  
 und in einem besonderen Anliegen.

Frankfurt: Eine Wohltäterin und  
 langjährige Vergißm.-Leserin bittet um  
 das Gebet in der Mission um Hilfe in  
 Not und Bedrängnis zu erhalten. Fer-  
 ner um Befreiung des Sohnes von einer  
 schlimmen Leidenschaft.

Schw.: Eine Vergißm.-Leserin bittet  
 um das Gebet zum hl. Herzen Jesu und  
 Mariä, zur hl. Familie, zum hl. Anto-  
 nius, zum hl. Iud. Thaddäus, zur Mut-  
 ter Gottes von Lourdes, zur hl. Rita  
 und hl. Theresia v. K. I. in einem schwe-  
 ren Nerven- und Gemütsleiden.

B. W.: Eine Vergißm.-Leserin bittet  
 um das Gebet zum hl. Ioseph, hl. I.  
 Thaddäus, hl. Theresia v. K. I. hl. An-  
 tonius, zur lb. Mutter Gottes in be-  
 sonderen Anliegen. Veröffentlichung ist  
 versprochen.

L. G.: Ein Vergißm.-Leser bittet um  
 eine neuntägige Andacht in einem schwe-  
 ren Anliegen zur lb. Mutter Gottes v.  
 der immerwährenden Hilfe, zum hl. Jo-  
 seph, zum hl. Antonius, hl. Theresia v.  
 K. I., zum hl. Iud. Thaddäus. Ver-  
 öffentlichung und Almosen sind verspro-  
 chen.

N. N.: Um Gesundheit der Mutter u.  
 um Glück im Stall.

Westerholt: Um besseren Geschäfts-  
 gang und um Hilfe in vielen schweren  
 Sorgen bittet eine Verg.-Leserin.

Elsdorf: Um Familienfrieden.

Eine Augenleidende, die sich einer  
 Operation unterziehen muß.

Eine Person, die schon 30 Jahre ein  
 Gesichtsleiden hat, um Geduld.

Schmidmühlen: Um das Gebet zum  
 hlft. Herzen Jesu und zur schmerzhaften  
 Mutter Gottes um Hilfe in dringenden  
 Anliegen.

B. H.: Eine langjährige Verg.-Leserin  
 bittet um das Gebet zum hl. Herzen Je-  
 su, zu Maria von der immerwährenden  
 Hilfe, zum hl. Ioseph, hl. Antonius und  
 zur hl. Theresia v. K. I. um baldige An-  
 stellung und Glück und Segen im Ehe-  
 stande. Bei Erhörung ist Veröffentli-  
 chung und Missionsalmosen versprochen.

Drosendorf: Bitte um das Gebet zum  
 hlft. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Got-  
 tes, zum hl. Ioseph und zur hl. Theresia  
 v. K. I. in großen Seelenleiden. Bei Er-  
 hörung ist ein Beitrag zum Seminar-  
 bau versprochen.

Biskupitz: Bitte um das Gebet zu  
 Ehren des hlft. Herzens Jesu, zur Mut-  
 tergottes, zum hl. Ioseph, zum hl. Iud.  
 Thaddäus und zum hl. Antonius von  
 Padua um Hilfe und Erhörung in be-  
 sonderen Anliegen.



## Memento

Rasdorf: Frä. Maria Vogler; lang-  
jährige und überaus eifrige Mitarbeite-  
rin unserer Mission.

Rohendorf: Herr Stangl; langjähriger  
Abonent.

Uffenhausen: Michael Stauderer.

Wattenheim: Frau Marg. Stodemer.

Indersdorf: Frau Brunner. München:

Thekla Büchner. Neumarkt a. Rott:

Magdal. Furlauf. Lengensfeld: Lehrer

Joseph Edert. Rahl: Frau Kl. Malchus.

Duttenbrunn: Maria Ebert, Eugenia

Mehler. Barbara Rudes. Wertenstein:

Alexander Elgaf. Zwiefalten: Karl Fi-

scher. Oberleichtersbach: Josephine Muth.

Freiberg: Maria Sturm. Freinberg: J.

Elzberger. Kaver Steinberger. Sand:

Joseph Haupt. Rosina Hofmann. Joh.

Magdalerner. Ergoldsbach: Frau Kol-

binger, eine eifrige Missionsfreundin.

## Empfehlenswerte Bücher

Das heilige Meßopfer mit seinen Weltanschauungs- und Lebensweisen. Seelenenergie reich be-  
handelt von Paul Bergmann, Dresden. Mit acht  
farbigen Tafeln. Broschürt RM. 2.50, gebunden  
in Leinen RM. 3.50. Verlag Buhon & Berker,  
Revelaer 1928.

Diese Schrift will der katholischen Erziehertwelt  
eine wertvolle und sichere Stütze an die Hand  
geben, das Verständnis für die übernatürlichen  
Wahrheiten des heiligen Meßopfers in den  
Schülern zu erschließen, den Gebetsgeist des Con-  
fiteor, Kyrie, Gloria, Credo, der Prästation, dieser  
uralten liturgischen Gebetsformen, zu wecken und  
dadurch die Liebe zu Christus zu fördern und  
das Verlangen nach Christi verklärtem Leibe in  
der heiligen Kommunion zu entzünden.

Das heilige Meßopfer in der Grundschule.  
Grundfäßliche und schulpraktische Erwägungen u.  
Beispiele. Von Johannes Lohmüller, Duisburg.  
Broschürt RM. 1.80, in Leinen geb. RM. 2.80.  
Verlag Buhon & Berker, Revelaer 1928.

Das Buch faßt Beobachtungen und Ergebnisse  
einer jahrelangen Erziehungs- und Unterrichts-  
praxis zusammen. Es zeigt, wie im Ringen und  
Suchen nach wirksamen Wegen, dem religiösen  
Niedergang und der religiösen Verflachung in  
unserer Jugend mit Erfolg zu begegnen, der  
Verfasser zu dem einzigmöglichen Ergebnis ge-  
kommen ist, zu dem letzten Ende jeder katho-  
lische Erzieher vordringen muß: „Das heilige  
Meßopfer über alles. Hin zum Gnadenborn un-  
seres Glaubens. Hin zur Eucharistie.“

Maria Ward. Ein kleines Buch von einer gro-  
ßen Frau. Von Maria Veronika Rubatscher, mit  
Vorwort von Enrika von Handel-Mazetti. 118 S.,  
mit fünf Kupferstichbildern. Broschürt RM.  
1.50, in hochfeinem Leinenband mit Goldprägung  
RM. 2.20. Verlag Buhon & Berker, Revelaer.

„Das Werk ist wirklich schön und apart. Vor  
mir liegen die Druckbogen. Veronika hat aus  
ihrem jungen, künstlerisch angeregten Tempera-  
ment heraus ein Lebensbild der Maria Ward,  
des größten pädagogischen Genies der Barockzeit,  
entworfen, das sich neben den anerkannten Wer-  
ken von Kiesel und Kluge in allen Ehren sehen  
lassen kann. — Reiches, chronikalisches Detail  
ist mit Geschmeid in die Darstellung verwoben,  
dichterisch schön ist die jungfräulich leichte Gestalt  
Mariens gegen den Hintergrund von Feuer,  
Blut und Waffen der wildesten Ro-Poperzeit  
abgezeichnet.“ Enrika von Handel-Mazetti.

Biga-Broschüren; äußerst aktuell und billig,  
herborragende Mitarbeiter. Die beiden neuen  
Bändchen von Dr. Fr. Mac sind außerordent-  
lich zeitgemäß und aufklärend: 1. Wie wirken  
wir mit an der katholischen Weltmission! 2. Die  
katholische Weltmission und ihre Schicksalsstunde.  
Weniger wie 10 Stk. werden nicht abgegeben.  
10 St. RM. 1.50; 50 St. RM. 7.—; 100 St.  
RM. 13.—; 500 St. RM. 60.—. Missionsdruckerei  
Stehl, Post Rabenkirchen Rhld.

Für Klerus und Volk von größter Wichtigkeit,  
sollten diese beiden Broschüren weiteste Ver-  
breitung finden. P. D. Sauerland.

Geist des hl. Franziskus. In 10 Bändchen neu  
gedruckt kostet das Einzelbändchen RM. 1.—, bei  
portofreier Zusendung RM. 1.20. Alle Bänd-  
chen zusammen RM. 9.—. Kapuziner-Missions-  
verlag Altdilling, Kapellplatz 9.

Die Titel der einzelnen Bändchen (kartoniert)  
lauten: 1. Wahre Nachfolge Christi. 2. Gottes-  
streiter. 3. Heiliger Kreuzzug. 4. Im Dienste des  
Weitwandandes. 5. Bannerträger der hl. Kirche.  
6. Höhenwege zur Vollkommenheit. 7. Feuerseelen.  
8. Stilles Heldentum. 9. Das Geheimnis des  
Glückes. 10. Das wiedergefundene Paradies.

Spannende, mustergültige, edle Lektüre für  
Jung und Alt. P. Dom.

In den Vorhöfen des Herrn! Zusammenge stellt  
aus der hl. Schrift des alten und neuen Testa-  
mentes von Fr. Veder. 100 Seiten. Preis ele-  
gant gebunden in Rotschnitt RM. 2.—, in Gold-  
schnitt RM. 2.50. Verlagsbuchhandlung „Unitas“  
in Bähl, (Baden).

Freudig wird dieses schöne Bändlein begrüßt  
werden von allen Freunden der liturgischen Be-  
wegung und den Anhängern der hl. Schrift.  
Es will hinausziehen in die unruhige Welt,  
Trost, Segen, Ruhe und Frieden bringend allen  
denen, die mit Ehrfurcht und Liebe eintreten in  
seine heiligen Hallen.

Sittenverderbliche Frauenkleidung. Ein Ver-  
zeichnis von Schriften hierüber, welche die kirch-  
liche Druckerlaubnis haben und günstig beurteilt  
sind, wird an jedermann auf Verlangen unent-  
geltlich versandt durch die Buchhandlung Dorn  
in Ravensburg, Württemberg. — Genaue An-  
schrift mitteilen, deutlich schreiben. — Nachdruck  
dieser Mitteilung ist erwünscht.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt,  
der unterstützt und fördert das Missionswerk der  
Mariannhiller Missionare!



# Ein gutes Buch für jedes Haus!

## Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem des ehrw. Don Joh. Bosco

Von D. W. Mut  
120 Seiten, mit einem Titelbild;  
Preis kart. RM. 1.50

Lehrern, Lehrerinnen, Eltern und Erziehern wird die Lektüre nicht nur ein Genuß sein, sondern eine Fundgrube herrlicher Schätze, die sie mit Freuden zu eigenem Nutzen und zum Wohle der ihr anvertrauten Kinder gerne heben werden. Wenn auch in erster Linie für Berufserzieher geschrieben, will das Buch auch den Eltern dienen, weshalb weiteste Verbreitung sehr zu empfehlen ist. Die vornehme Ausstattung, mehr noch der wertvolle Inhalt bestimmen es zu einem wichtigen Bestandteil der Bibliothek eines jeden Erziehers.

Zu den heftigen Angriffen, welche aus verschiedenen Lagern auf unser Büchlein „Gibts auch heute noch Teufel“ (St. Josephs-Verlag Reimlingen 96 Seiten Preis 50 Pfg.) geäußert wurden, nimmt W. Wanger sachliche Stellung. Zugleich weist er die geheimen Fäden und Verbindungen auf, welche diese Gegner mit Wittig-Freunden und Konnersreuth-Feinden verbinden.

## Wittig-Akten — Gibt's auch heute noch Teufel — Konnersreuth

Von W. Wanger  
96 Seiten; Preis brosch. 95 Pfennig

## Die hl. Theresia vom Kinde Jesu Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut  
352 Seiten, mit einem Titelbild  
Preis geheftet RM. 3.80, geb. RM. 4.80

Ein Buch, das bereits seit langem von den innerlichen Seelen verlangt wurde. Es ist wie kein anderes Theresienbuch geeignet, das kleine Geheimnis wie die heilige Theresia vom Kinde Jesu es auffaßte, den gottsuchenden Seelen als leichten Aufstieg klar vor Augen zu führen. Nach dem bekannten Jesuiten Bleienstein das Beste, was in der Fülle der Theresienliteratur über die heilige Theresia vom Kinde Jesu und vom hl. Antlitz geschrieben wurde.

**Zu beziehen von unseren Missionsvertretungen oder vom  
St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)**